

BIBLIOTHEK DEUTSCHER KLASSIKER

BDK

HERAUSGEGEBEN VON DEN
NATIONALEN FORSCHUNGS- UND
GEDENKSTÄTTEN
DER KLASSISCHEN DEUTSCHEN LITERATUR
IN WEIMAR

UNTER MITWIRKUNG VON
REINHARD BUCHWALD · LOUIS FÜRNBERG
HELMUT HOLTZHAUER · LEOPOLD MAGON
HANS MAYER · JOACHIM MÜLLER
HEINZ STOLPE · HEDWIG VOEGT

BÜRGER'S WERKE

IN EINEM BAND

—
AUSGEWÄHLT
UND EINGELBITET
VON
LORE KAIM
UND SIEGFRIED STRELLER

1956

VOLKSVERLAG WEIMAR

EINLEITUNG

Gottfried August Bürger gehörte jener jungen Dichtergeneration an, von der Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ schrieb: „Man will nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt sein, niemand soll beengt sein ...“ Doch gerade Bürger blieb den Zwängen des feudalen Ständestaats wie kaum ein anderer lebenslang ausgesetzt. Goethe brachte die Biographie des mit ihm fast Gleichaltrigen auf die lakonische Formel: „Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel: Bürger.“ Die Erfahrungen unter dem „Sklavenjoch“ bornierter Landjunker und philiströser Bürgerlichkeit schärfen Bürgers Blick für die politisch-soziale Dimension menschlicher Freiheit und Selbstverwirklichung. In seiner Dichtung erfaßte er mit den eigenen Lebensschwierigkeiten das Schicksal jener großen Zahl von Menschen, deren Kraft der Versuch aufzehrte, sich gegenüber staatlicher Restriktion zu behaupten, die lebten, ohne daß ihnen die Gesellschaft eine wirkliche Chance dazu bot. Seine Poesie sprach von den Nichtprivilegierten und für sie und erreichte dadurch eine neue Wirklichkeitsnähe und Volkstümlichkeit. Am konsequentesten unter den Dichtern des Sturm und Drang attackierte er mit seinem Konzept populärer Poesie die feudal-bürgerliche Kunst- und Kulturpraxis. Es war nur folgerichtig, daß vierzig Jahre nach Bürgers Tod Georg Büchner und Friedrich Ludwig Weidig im „Hessischen Landboten“ die letzte Strophe seines Gedichts „Der Bauer. An seinen durchlauchtigen Tyrannen“ zitierten, statistische Beweisführung und poetisches Wort zum Aufruf der Bauern zur Selbstbefreiung verknüpfend.

In der Silvesternacht des Jahres 1747 wurde Gottfried August Bürger in dem kleinen Harzdorf Molmerswende geboren. Er stammte wie viele Autoren des 18. Jahrhunderts aus einem Pfarr-

haus. Sein Vater, Johann Gottfried Bürger, Sohn eines Pächters, hatte in Halle Theologie studiert und 1741 das Pfarramt in Molmerswende übernommen. Sein Jahreseinkommen von etwa 160 Talern lag für die Familie, in der Bürger mit drei Schwestern aufwuchs, kaum über dem Existenzminimum. Für den Unterricht des Sohnes zeigte er nur geringes Interesse. Die Mutter, Gertrud Elisabeth Bürger, geb. Bauer, konnte kaum schreiben. Die temperamentvoll jähzornige Frau lebte in ständigem Streit mit ihrem Mann, so daß familiärer Unfriede die Kindheit Bürgers belastete. Geistige Anregungen konnten ihm nur die Geschichten und bildkräftigen Psalmen der Luther-Bibel und die Verse des Gesangbuches geben. Diese Eindrücke wirkten lebenslang in seinem poetischen Werk nach. Nicht weniger stark prägte sich ihm die herbschöne Harzlandschaft ein sowie die Sagen und Lieder, die zu ihr gehörten.

Von 1759 an lebte Bürger bei seinem Großvater, Jacob Philipp Bauer, der in Aschersleben Verwalter des St. Elisabeth-Hospitals war. Dieser sorgte finanziell für eine geregelte Ausbildung des Enkels. Auf das Geld des Großvaters war Bürger nicht nur als Schüler, sondern auch als Student und selbst noch als Amtmann angewiesen. Es gab manche Spannung zwischen dem lebenslustigen Enkel und dem Großvater mit der „Biederseele“, doch änderte dies nichts daran, daß Bürger den selbstbewußten, rechtlich denkenden Mann sehr schätzte. Bei dessen Tod 1773 schrieb er:

„Was ich bin, und was ich habe,
Gab der Mann, in diesem Grabe.
Alles dank ich dir, du guter Mann! –“

In Aschersleben besuchte er die Stadtschule und von 1760 an das von August Hermann Francke gestiftete Pädagogium in Halle. Der Rektor, Johann Anton Niemeyer, trug 1761 in sein Tagebuch ein: „Bürger, des alten Herr Provisors Bauers in Aschersleben Enkel, hat ganz ungemene Fähigkeiten und einen gleich großen Stolz.“

1764 begann Bürger das vom Großvater gewünschte Theologiestudium in Halle. Ein geistliches Amt war die übliche „Versorgung“ für Unbemittelte, denen höhere Beamtenstellen im feudalen Staatsdienst kaum zugänglich waren. Statt mit Theologie beschäftigte sich Bürger jedoch mit philologischen Studien. Er schloß sich dem Kreis um den erfolgreichen Professor der Beredsamkeit und

Philosophie Christian Adolph Klotz an. Dieser hatte bereits mit 24 Jahren eine Professur in Göttingen erhalten und kam Ostern 1765 nach Halle. Unter den Zeitgenossen hatte Klotz viele Gegner. Lessing und Herder griffen seine wissenschaftlich unsolide Argumentation an. Bürger verehrte ihn als Lehrer, der ihn nicht nur in die philologischen Fächer einführte, sondern auch Anteil an seinen dichterischen Versuchen nahm. Klotz regte die Übertragung der spätantiken Hymne „Pervigilium Veneris“ an, mit der Bürger 1778 nach vielfachen Überarbeitungen des Textes seinen ersten Gedichtband eröffnete. Nach der pietistisch strengen Erziehung in den Franckeschen Stiftungen übte die unkonventionell lockere Lebensart im Klotzschen Kreis besondere Anziehungskraft auf den fast Zwanzigjährigen aus. Der lebenshungrige junge Mann genoß die Freuden des studentischen Treibens. Im Ton übermütiger Ungebundenheit dichtete er gesellige Lieder über Liebe und Wein mit erotischen Anspielungen und witzigen Pointen. Sie standen weitgehend in der Tradition anakreonischer Bilder und Formen. Dennoch waren sie mehr als die künstliche Nachbildung der galant graziösen Muster. Vor allem die sensualistischen Elemente in Gedichten wie „Lust am Liebchen“ oder „Das harte Mädchen“ kündigten das Bestreben Bürgers an, nicht nur einen literarischen Einfall zierlich zu artikulieren, sondern eigenes Fühlen auszusprechen. Die klangliche Leichtigkeit und artistische Beweglichkeit der Verse verrietten das ausgeprägte sprachliche Empfinden des jungen Autors.

Heinrich Christian Boie urteilte 1771 über Bürgers Studienjahre in Halle: „Hier fuhr er fort wechselsweise zu schwärmen und zu studieren und würde, durch das Beispiel des Lehrers aufgemuntert, den er sich wählte, vielleicht nie einen andern Weg gegangen sein als diesen, worauf in unsern Tagen so viele gute Köpfe verunglückt sind, wenn er nicht hieher gekommen wäre.“ Mit Recht bemerkte er, daß erst die Göttinger Jahre Bürger als Dichter entscheidend prägten. Nicht zuletzt wies der feinfühlig, besonnene Boie selbst dem impulsiven Freund immer wieder Wege, die die Entfaltung seiner dichterischen Begabung förderten.

Von Ostern 1768 an studierte Bürger mit Einwilligung des Großvaters in Göttingen Jura. Die „Georgia Augusta“, erst 1737 durch Kurfürst Georg August von Hannover gegründet, entwickelte sich rasch zu einem Zentrum der europäischen Aufklärung. Sie zog –

nicht zuletzt wegen der hohen Besoldung – namhafte Gelehrte an. Der Arzt und Dichter Albrecht von Haller lehrte hier bis 1753, die Naturwissenschaftler und Schriftsteller Abraham Gotthelf Kästner und Georg Christoph Lichtenberg folgten. Kritisches Denken im Sinne der Aufklärung setzten auch der Altphilologe Christian Gottlob Heyne und der Historiker August Ludwig Schlözer auf ihren Arbeitsgebieten durch. Lichtenberg schrieb, daß die Studenten lernten, „wie sie denken sollten, und nicht ewighin, was sie denken sollten“. Nicht zu übersehen war aber, daß der Kurator der Universität, Gerlach Adolf von Münchhausen, möglichst viele adlige Studenten nach Göttingen zu holen suchte. Stärker als an anderen Universitäten prägten sie das akademische Leben. Die soziale Ungleichheit zwischen den „nobiles“ und den übrigen Studenten zeigte selbst die Sitzordnung in den Hörsälen. Zunächst spürte Bürger seine soziale Benachteiligung vor allem daran, daß er im teuren Göttingen in der Gesellschaft reicher Studenten rasch in Schulden geriet. Der Großvater, unzufrieden mit den Studenten- und Liebeshändeln des Enkels, wollte sie bald nicht mehr begleiten. Seine finanziellen Schwierigkeiten zwangen Bürger zu Gelegenheitsarbeiten, „bezahlt, gedruckt und vergessen“, wie sich Boie 1794 erinnerte. Die Ausleihbücher der Universitätsbibliothek belegen, daß sich Bürger von 1770 an ernsthaft seinem Jurastudium widmete. 1772 erhielt er von seinen Lehrern, den Professoren Meister, von Selchow und Pütter, ausgezeichnete Abschluszeugnisse. Sie bescheinigten ihm gründliche, brauchbare und „ausgebreitete“ Fachkenntnisse. Wie Boie Johann Wilhelm Ludewig Gleim berichtete, fand Bürger „aber noch immer Zeit, die schönen Wissenschaften gründlicher zu studieren, als man sie gemeiniglich zu studieren pflegt“. Mit Johann Erich Biester, dem späteren Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift“, gründete er einen Shakespeareklub. Im Freundeskreis las man den Dichter im Original, feierte wie in Straßburg und Frankfurt seinen Geburtstag. 1783 widmete Bürger seine 1777 begonnene Macbeth-Übertragung Biester und erinnerte an den Enthusiasmus, mit dem sich die Freunde mit Shakespeare beschäftigt hatten: „Diesem ‚Macbeth‘ ... habe ich Deinen Namen zum Zeugnisse vorgesetzt, wie unvergeßlich mir jene göttingischen Stunden sind, da wir uns zusammen mit einer Art andächtigen Entzückens des größten Dichtergenius freuten, der je gewesen ist, und sein wird.“ Vor allem die Hexen- und Geisterszenen faszinierten

Bürger, riefen sie doch beim Hörer starke sinnliche Eindrücke und heftige Gemütsbewegung hervor. In „Daniel Wunderlichs Buch“ verteidigte er sie 1776 gegen die „Philosophunculos“, deren Rationalismus jene über das Gefühl erschlossenen Wirklichkeitsbereiche leugnete.

Unter dem Einfluß Hamannscher und Herderscher Gedanken beschäftigte sich Bürger wie die meisten Dichter des Sturm und Drang neben Shakespeare vor allem mit Homer. Zwischen 1769 und 1783 arbeitete er immer wieder an Übersetzungen der „Ilias“. Als er am 14. Februar 1769 um Aufnahme in die „Deutsche Gesellschaft“ in Göttingen nachsuchte, reichte er seine Abhandlung „Etwas über eine deutsche Übersetzung des Homers“ als Probeschrift ein. Unbekümmert um eine philologisch ausgewogene Argumentation – Heyne bemängelte das „Unverdaute“, „Aufgeschnappte“ der Darlegungen –, trat er für eine „Eindeutschung“ der „Ilias“ ein. Die einstige Wirkung des Originals sollte mit alten, kräftigen Wörtern und Sprachwendungen in der Gegenwart für das deutsche Publikum erneuert werden. Den „Geist Homers mächtig zu packen und ihn, wie Sturmwind, aus Ionien nach Deutschland zu reißen“, erklärte er auch 1776 zu seinem Ziel. Unter diesem wirkungsästhetischen Gesichtspunkt versuchte er für die Übertragung des homerischen Epos zunächst die Prosaform, 1771 und 1776 entschied er sich für Jamben, die Herder für eine Übersetzung vorschlug. 1783 wählte er im Wettstreit mit den „Ilias“-Übersetzungen von Voß und Stolberg wie diese den Hexameter. Obwohl Goethe und der Weimarer Kreis lebhaftes Interesse für die Jambenübertragung zeigten und Bürger durch ein Geldgeschenk von 116 Louisdor zur Weiterarbeit ermutigten, schloß er keine der begonnenen Übertragungen ab. Aus der griechischen „Ilias“ ließ sich keine „teutsche“ machen.

1770 erweiterte sich der Freundeskreis um Boie und Bürger. Ludwig Christoph Hölty und Johann Martin Miller kamen zum Studium nach Göttingen. Schon im September 1770 berichtete Boie dem Förderer junger Talente, dem „Dichtervater“ Gleim, von dem „Parnaß in nuce“ zu Göttingen, zu dem bis 1772 Johann Friedrich Hahn, Karl Friedrich Cramer, Johann Heinrich Voß, die Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg hinzukamen. Bürger hatte Göttingen bereits verlassen, als sich die jungen Poeten in einer mond hellen Septembarnacht des Jahres 1772 in einem klei-

nen Eichengrund beim Dorf Weende nahe Göttingen zum „Hain“ zusammenschlossen. Mit dem „Göttinger Musenalmanach“ besaßen sie auch ein geeignetes Publikationsorgan. Seit 1770 stellten Boie und Gotter, angeregt durch den seit 1765 in Paris erscheinenden „Almanac des Muses“, Gedichte für eine jährliche Blumenlese zusammen. Sie erschien im handlichen Duodez-Format mit beige-fügten Kupferstichen, Kompositionen und einem Kalendarium.

Für den Göttinger Freundesbund war die Beschäftigung mit Poesie mehr als eine empfindsame Gegenreaktion auf den rationalistisch zweckorientierten Geist der Universität. Den streng hierarchisch geordneten Umgangsformen der Feudalgesellschaft wollten sie mit ihrem Freundschaftskult brüderliche Beziehungen entgegensetzen. Die Gleichheit der Gesinnung und des Gefühls war ihnen wichtiger als der soziale Stand, die schöpferische Fähigkeit des einzelnen bedeutsamer als adliges Privileg. Im Kreis der Göttinger machte Bürger die wichtige soziale Erfahrung, daß die Grafen Stolberg mit Voß, dem Enkel eines Leibeigenen, und der Hofpredigerssohn Cramer mit ihm selbst, dem Sohn eines armen Dorfpfarrers, freundschaftlich verkehrten.

Friedrich Gottlieb Klopstock, der Sänger des Vaterlandes, war das enthusiastisch verehrte Vorbild. Auf seine Ode „Der Hügel und der Hain“ bezog sich der Name des Bundes. Statt zum griechischen Parnas bekannten sich die Freunde programmatisch zum Hain als dem Aufenthaltsort der germanischen Barden. In der Nachfolge Klopstocks wollten sie die Erinnerung an die germanische Vorzeit wachrufen, um das Nationalbewußtsein der Deutschen zu stärken. Vor allem Fritz Stolberg, Voß und Miller dichteten emphatische Freiheitsoden, die im Ton angespannten Gefühls religiös-patriotische Tugenden feierten. Bürgers Klopstockverehrung war zurückhaltender als die der Freunde. Unsentimental und abstrakter Schwärmerei zeitlebens abgeneigt, stand er der poetischen Versinnlichung der im Grunde sinnlich nicht faßbaren Ideale von Gott, Vaterland und Freiheit fremd gegenüber. Hinzu kam, daß ihm Klopstocks Bestrebungen, antike Silbenmaße möglichst genau nachzubilden, als „klassische Schulfüchserien“ erschienen. Dagegen teilte er das Interesse der Freunde an volksnahen Dichtungen. Vor allem die englischen Neuerscheinungen „Fragments of Ancient Poetry collected in the Highlands of Scotland“ von James Macpherson und die von Thomas Percy veröffentlichte Sammlung

alter Balladen „Reliques of Ancient English Poetry“ wirkten nachhaltig auf ihn. Seit 1770 ging Percys Sammlung unter den Freunden von Hand zu Hand. Noch 1777 schrieb Bürger: „Übrigens lebe und webe ich in den ‚Reliques‘. Sie sind meine Morgen- und Abendandacht. Kein poetisches Buch ist meinem Geiste so verwandt, als dieses.“ Zunächst bewogen die 1748 von Johann Jakob Bodmer veröffentlichten „Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhunderts“ die Freunde, sich der schlichten, volksnahen Form des Liedes zuzuwenden, deuteten sie doch die höfische Minnelyrik als Volksdichtung. Wetteifernd mit Miller und Hölty schrieb Bürger Minnelieder. Im „Minnelied“ (später „Winterlied“) nach Motiven aus Vogelweides „So die blumen uz dem grase dringent“ knüpfte er an den im Minnesang häufigen Gegensatz zwischen Wintertrauer und Liebesfreude an. Das lyrische Ich singt für die Blumen, die der Winter begrub, kein Sterbelied, erblühten sie doch schöner auf dem Gesicht der Geliebten. So wie das lyrische Motiv gehören auch viele Bilder zu tradierten Topoi. Die „Nachtigall / Im aufgeblühten Hain“ oder „Ihr Atem ist wie Frühlingsluft, / Erfüllt mit Hyazinthenduft“ sind leicht als anakreontische Versatzstücke zu erkennen. Dennoch entfaltete Bürger das lyrische Motiv nicht als galant erotisches Spiel in einer anmutigen Landschaft. Ungekünstelte, kräftige Empfindungsfähigkeit prägt das lyrische Ich. Sinnliche Leidenschaft klingt an und nimmt der Beziehung zwischen Ich und Du die Beliebigkeit.

In seiner Rezension des Musenalmanachs in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ vom 13. November 1772 schrieb Johann Heinrich Merck: „Nur wünschen wir als Freunde, daß diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, sondern daß sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo das Auge und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete.“ Mit dem Hinweis auf die visuelle Vergegenwärtigung der lyrischen Motive traf Merck einen für die Lyrik Bürgers wichtigen Sachverhalt. Die sensualistische Wahrnehmung der Welt führte zu lyrischen Bildern, in denen sich die erotische Empfindungsfähigkeit des lyrischen Ichs unmittelbar mit der sinnlichen Gestalt der Geliebten verknüpfte. An die Stelle anakreontischer und mythologischer Topoi traten mehr und mehr anschauliche, unmetaphorische Bilder. Ihre Frische und Natürlichkeit korrespondierte mit einer neuen Spontaneität des sprachlichen Ausdrucks. Die größere Wirklich-

keitsnähe der Bürgerschen Gedichte tritt im Vergleich mit den Minneliedern Hölty's und Millers deutlich hervor. Wird dort die Realität durch das wehmütig gestimmte lyrische Ich elegisch stilisiert, so läßt das leidenschaftlich begehrende lyrische Subjekt in Bürgers Gedichten eine gefühlvoll harmonisierende Darstellung nicht zu. Zu Recht bezeichnete Merck in seiner Rezension Bürgers „Minnelied“ als „eins der kräftigsten Fermente unste empfindsamen Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien ... vergessen zu machen“. Allerdings fügte er einschränkend hinzu, es scheine „den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Sprache zu bebrämen“.

Der sensualistische Grundzug seiner Lyrik bewahrte Bürger vor dem militanten Moralismus, mit dem die Göttinger gegen Wieland zu Felde zogen. Besangen diese mit erotisch gefärbten Bildern, mit „brünstiger Liebe“ vaterländische Tugenden, so brachte Wieland unmetaphorisch mit der Erotik die sinnliche Natur des Menschen zur Sprache. Dafür wurde er als „Wollustsänger“, so der programmatische Titel eines Gedichts von Hölty, verurteilt. Auf einer ihrer Bundessitzungen zündeten die Freunde sogar ihre Pfeifen mit Buchseiten aus „Idris und Zenide“ an. Diese Haltung widersprach dem Lebens- und Dichtungsverständnis Bürgers. Er war selbst eine erotisch leidenschaftlich empfindende Natur, und mit der poetischen Verteidigung der sinnlichen Liebe gelang ihm zunehmend eine neuartige Erhellung der menschlichen Individualität sowie der Konflikte, denen sie sich in der feudalen Gesellschaft ausgesetzt sah.

Erst nach mehrfachen Versuchen gelang es Bürger, eine Anstellung als Jurist zu finden. Bemühungen Gleims, ihn in Halberstadt „in einer für seine Musen unschädlichen Bedienung versorgt zu sehen“, blieben erfolglos. Durch Boie wurde er auf die freiwerdende Amtmannsstelle an dem Uslarschen Gericht von Alten-Gleichen hingewiesen. Schon bei der Bewerbung war Bürger den Streitigkeiten der sieben gegeneinander intrigierenden Mitglieder der gräflichen Familie ausgesetzt. Obwohl fünf für die Anstellung Bürgers stimmten, protegierte der Senior der Familie, der Obrist Adam Henrich von Uslar, einen Gegenkandidaten, den Assessor Oppermann. Beide Bewerber hatten drei juristische Probeschriften anzufertigen, doch die Gutachten der juristischen Fakultät der Göttinger Universität legten die streitenden Parteien jeweils zu ihren

Gunsten aus. Als der Obrist der Berufung Bürgers schließlich zustimmen mußte, verlangte er noch eine Kautions von 600 Talern. Die Hinterlegungsfrist von drei Tagen konnte Bürger nur mit Hilfe des Großvaters einhalten. Am 1. Juli 1772 wurde er als Amtmann vereidigt. Er freute sich über die Anstellung, hoffte er doch auf eine einigermaßen unabhängige, vor allem aber finanziell gesicherte Existenz. An Boie schrieb er 1772 aus Gelliehausen: „Ich bin mit meinem Schicksale recht sehr zufrieden. Aber Arbeit, sehr viel Arbeit ist allhier mein Los! – Doch will ich gern arbeiten, wenn nur erst Ordnung wieder hergestellt und der alte Sauertheil ausgefegt sein wird. Itzt ist hier noch lauter Chaos, und es ist mir bis itzt noch unmöglich, Tag und Nacht, d. i. Muße und Amtsarbeit, voneinander zu scheiden und jeglichem seine Schranken anzuweisen. Daher werde ich vor der Hand meine Freunde, meine Muse, kurz mein alles, was mir lieb und teuer ist, noch oft vernachlässigen müssen. Indessen versprech ich mir künftig ein behaglicheres Leben. Mein Ämtchen ist recht artig einträglich; und in vielerlei Absicht wichtiger und von reelleren Vorzügen als manche prächtige in das weite Feld schimmernde Station.“ Doch schon bald machte ihm nicht nur das Chaos in der von unfähigen Vorgängern vernachlässigten Registratur der Gerichtshalterstelle zu schaffen. Noch Ende 1772 mußte er sich gegen Anschuldigungen von Adam Henrich und Dr. Hans von Uslar verteidigen, die diese beim königlichen Hofgericht zu Hannover vorgebracht hatten und die auf Bürgers Absetzung zielten. In einer „Verantwortung an die Regierung zu Hannover“ wehrte Bürger sich dagegen, von den Patrimonial-Gerichts-Herrn zum „Hausbedienten“ gemacht zu werden. Er bestand darauf, daß ihn mit seinem adligen Herrn nur ein Vertragsverhältnis verbinde. Auf diese Weise versuchte er sich vor der „eigenmächtigen Willkür“ der Adligen zu schützen und als Beamter den Gerichtsuntergebenen ein „guter Hausvater“ zu sein. Die Intrigen seiner adligen Brotgeber gegen ihn rissen auch dann nicht ab, als ihn das Hofgericht in seinem Amt bestätigte. „Ich bin in einer Lage, da ich es einem halben Dutzend Köpfen recht machen muß, welches unmöglich ist, da des einen Interesse dem des andern entgegenstreitet“, hieß es in dem Brief vom 18. August 1781 an Goethe.

Kraft und Zeit Bürgers verschlang vor allem die Verwaltung der sechs Dörfer, die seinem Gericht unterstanden. Er mußte die

Lehnsakten und die Lehnkasse führen, für die adlige Familie fällige Geldbeträge eintreiben und die Anliegen unzähliger, oft seit Jahren unbefriedigter Bittsteller erledigen. „O Sprickmann, ich möchte des Teufels werden über allen den Zwei-Pfennigsgeschäften, an welche ich hier das beste Mark meines Lebens verschwenden muß“, schrieb er 1778, und er gestand dem Freund: „Mein Abscheu und Widerwille gegen die Lumpereien ist öfters so weit gegangen, daß ich nur durch die Ritzen in die hochverehrlichen Reskripte hineingeblinzelt ... habe ... Über dem verdammten Liegenlassen häufen sich denn die Hundsfötereien auf, daß man oft so darunter begraben wird, daß einem die Sinne vergehen. Hole der Henker den Betteltanz!“ Die Verwaltungsarbeit war für Bürger nur eine lästige Bürde. Die Strafgerichtsbarkeit dagegen, die damals als Zweig der Verwaltung galt, übte er mit juristischem Geschick und sozialem Engagement aus. Prozeßakten und briefliche Äußerungen belegen seine Bemühungen, die Bauern seines Gerichtsbezirks vor den Werbern zu schützen, die der Obrist C. A. Wilhelm von Uslar in die Dörfer schickte, um seine Untertanen zum Militärdienst zu pressen. Im April 1778 zögerte er es hinaus, die „Juden zu exequieren“. Mit acht Tagen Gefängnis für den Knecht Jakob Krämer fällt er ein Urteil, das dem Hauptmann Thilo Leberecht von Uslar in Sennickerode viel zu mild erscheinen mußte, hatte er doch den Knecht wegen „Widersetzlichkeit“ verklagt, als dieser für das Gesinde versprochenes besseres Essen einforderte. Vom 6. Januar bis 28. April 1781 untersuchte er den Kindsmord der Magd Catharina Elisabeth Erdmann. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts galten noch immer die Gesetze der „Constitutio Criminalis Carolina“ von 1532, die bei Kindsmord Folterungen und besonders grausame Todesstrafen vorsahen. Zwar wurde 1780 öffentlich die Frage gestellt: „Welches sind die besten ausführbarsten Mittel, dem Kindermorde abzuwehren, ohne die Unzucht zu begünstigen?“, doch hatte Bürger Grund genug zu der Befürchtung, formuliert in einem Brief an Philippine Gatterer 1781, daß die „Kindermörderin ... ohngeachtet der christmenschenfreundlichen Luft, die alleweile über den Erdboden wehet, dennoch ... mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht und ihr Körper auf das Rad geflochten werden dürfte“. Bürgers Untersuchung, in der er die völlige Unwissenheit der Dreiundzwanzigjährigen über ihre Schwangerschaft nachwies, trug dazu bei, daß die Magd nur zu einer mehrjäh-

rigen Zuchthausstrafe verurteilt wurde. Professor Justus Claproth veröffentlichte 1782 die Untersuchungsakte zum „Gebrauch bei Vorlesungen“ und hob hervor, Bürger habe „sich hier als einen fleißigen, geschickten, menschenfreundlichen Untersucher bewiesen“.

Nicht nur wegen des geringen Handlungsspielraums, den ihm die feudalstaatliche Rechtsprechungs- und Verwaltungspraxis ließ, war die Amrstätigkeit für Bürger unbefriedigend, drückende Geldsorgen kamen hinzu. 150 Reichstaler Gehalt, 30 Reichstaler für Miete, 2 Reichstaler für Schreibmaterialien sollte er jährlich erhalten. Dieses Geld blieb in den ersten beiden Jahren ganz aus. Außerdem stand ihm ein Teil der Gerichtskosten zu. Dazu schrieb er 1784: „Nun sind die Untertanen dieses Gerichts größtenteils arme, dürftige Leute, und jedermann, der mich kennet, wird mir das Zeugnis geben müssen, daß mir das Talent, zu nehmen, wo es nur irgends zu kriegen stehet, nicht gegeben ist.“ Die ärmlichen Verhältnisse der Bauern vor Augen, selbst finanziell ständig bedrängt und der anmaßenden Überheblichkeit der verknöcherten Landjunkerfamilie wie dem Argwohn des königlichen hannoverschen Gerichts ausgesetzt, klagte Bürger 1778: „Denn das Leben, was ich führe, ist kein Leben. Ich will aber noch glücklich sein.“

Seine sozialen Erfahrungen machten ihn zunehmend skeptisch gegenüber der eigenen lyrischen Schreibweise: „Das artige Tirelire von Kleinigkeiten mißhagt mir von Tage zu Tage immer mehr ... Meine bisherige wollüstige und tändelnde Dichtungsart fängt mir an durchaus zu mißfallen“, schrieb er im November 1772 an Boie. Nicht weniger problematisch erschien ihm die zeitgenössische Literatur. Mit drastischen Formulierungen verurteilte er im „Herzensausguß über Volkspoesie“ (1776) die für den Ungelehrten völlig unverständliche „Quisquiliengelahrtheit“. Er verspottete die „Musensäuglinge“, die himmlische statt menschlicher Szenen malten, wenigen Auserwählten nah, fern aber dem „lieben Menschenvolk“. Er war sich mit Herder in der Ablehnung einer Gegenwartsliteratur einig, die Privileg kleiner gebildeter Kreise des Adels oder des Bürgertums blieb. Poesie sollte „... sowohl in Palästen als Hütten ein und aus gehn“, „den verfeinerten Weisen ebensosehr als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztisch wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche entzücken“, schrieb Bürger im „Herzensausguß“. Diesen alle Stände umfassenden Publikumsbegriff begründete er mit natur-

rechtlichen Argumenten: „Ha! Als ob nicht alle Menschen – Menschen wären. Als ob die Natur sie nicht überall mit Werkzeugen sinnlicher Empfänglichkeit begabt hätte“, hieß es in „Von der Popularität der Poesie“. Mit dem „Allgemeinmenschlichen“ knüpfte er an eine Grundposition bürgerlichen Selbstverständnisses an. Die Aufklärung hatte sie im Kampf gegen feudale Standesideologie entwickelt, um Gemeinnutz gegen Privatinteresse, Verdienst gegen Geburt zu verteidigen. Die antifeudale Stoßrichtung der naturrechtlichen Argumentation bewahrte der Autor. War aber für die Aufklärer der „Mensch“ weitgehend identisch mit dem vernünftigen Bürger, hob er mit dem Hinweis auf die sinnliche Empfindungsfähigkeit aller Menschen die Trennung zwischen Gebildeten und Ungebildeten auf. Bürger wie Herder hatten beträchtlichen Anteil daran, daß sich der Begriff Volk, der bis zur Jahrhundertmitte für einen ethnographischen Verband verwendet wurde, mehr und mehr für die „unteren Stände, für den größten und untersten Teil der Gesellschaft“ (Adelung) einbürgerte. Volk wurde von beiden soziologisch nicht genau definiert, ließen sich doch im 18. Jahrhundert die unteren und untersten gesellschaftlichen Schichten kaum eindeutig voneinander abgrenzen. 1778 schrieb Bürger in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner Gedichte: „Volk – worunter ich mitnichten den Pöbel allein verstehe.“ Herder sprach in assoziationsreichen Bildern vom Volk als „Mark und Stamm der Nation“, als „Grundsuppe der Nation“. Folgenreich an Bürgers wie Herders Gebrauch des Volksbegriffs war vor allem die soziale Intention: Beide sahen in den „rohen“, ungebildeten Schichten der Gesellschaft die lebendig wirkenden Grundkräfte der Nation. Ihr Volksbegriff war Ausdruck eines Geschichtsverständnisses, in dem es nicht mehr wie in der bisherigen Geschichtsschreibung um die „Pathologie des Kopfs, d. h. des Kaisers und einiger Reichsstände“, sondern um die „Physiologie des ganzen Nationalkörpers“ (Herder) ging. Die Neubewertung der gesellschaftlichen Funktion der Nichtprivilegierten wurde Ausgangspunkt für ein neuartiges Kunstkonzept, dessen Kernstück die Volkspoesie war. Enthusiastisch schrieb Bürger 1773 nach der Lektüre von Herders „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“: „O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volks und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst ge-

dacht und empfunden hatte.“ Herder verwies auf den „Erb- und Lustgesang des Volks“ als Poesie einer Kulturstufe, die im Unterschied zur zeitgenössischen, erkünstelten Literatur mit „daseienden Gegenständen, Handlungen, Begebenheiten“ lebendig wahrer Ausdruck der Lebenspraxis des „Nationalkörpers“ war. Mit deutlichem Affront gegenüber der herrschenden, von der Rhetorik bestimmten Regelpoetik wertete er auch die ästhetischen Ausdrucksmittel der Volkspoesie auf. „Je entfernter von künstlicher, wissenschaftlicher Denkart, Sprache und Letternart das Volk ist: desto weniger müssen auch seine Lieder fürs Papier gemacht, und tote Lettern Verse sein: vom Lyrischen, vom Lebendigen und gleichsam Tanzmäßigen des Gesanges, von lebendiger Gegenwart der Bilder, vom Zusammenhange und gleichsam Notdrange des Inhalts, der Empfindungen, von Symmetrie der Worte, der Silben, bei manchen sogar der Buchstaben, vom Gange der Melodie, und von hundert andern Sachen, die zur lebendigen Welt, zum Spruch- und Nationalliede gehören und mit diesem verschwinden – davon, und davon allein hängt das Wesen, der Zweck, die ganze wundertätige Kraft ab, die diese Lieder haben, die Entzückung, die Triebfeder, der ewige Erb- und Lustgesang des Volks zu sein!“ Herders Ausführungen zur Volkspoesie waren weniger Analyse vorhandener Materials, sondern vor allem Entwurf einer Literatur, die reicher Ausdruck der wirklichen Welt war. Sinnlich anschaulich, gefühlbetont, bewegt durch „Sprünge und Würfe“ waren Inhalts- wie auch Ausdrucksqualitäten einer Poesie, die sich „der große ehrwürdige Teil des Publikums, der Volk heißt“, zu eigen machen konnte.

Stärker noch als bei Herder standen für Bürger die temporären Wirkungsmöglichkeiten der Poesie im Zentrum seiner Überlegungen. Poesie, „durch das ganze Volk gang und gäbe“, sollte im Volk zur Verständigung über die eigenen sozialen Belange dienen. Volkslieder, auch in der Gegenwart noch unter der Dorflinde oder in Spinnstuben gesungen, waren für ihn das Muster einer Literatur, die nicht totes Kapital, sondern kursierende Münze war, die Wert besaß, weil sie gebraucht wurde. „Sie sind meist sowohl in Phantasie als Empfindung wahre Ausgüsse einheimischer Natur“, schrieb er von den Volksliedern. Nachdrücklich verwies er auf die Lieder „unter unsern Bauren, Hirten, Jägern, Bergleuten, Handwerksburschen, Kesselführern, Hechelträgern, Bootsknechten, Fuhrleuten, Trutscheln, Tirolern und Tirolerinnen“ und hob damit die Bedeu-

tung der Poesie der ländlichen und städtischen Unterschichten hervor. Bürger dachte nicht an eine einfache Nachahmung der Volkslieder, er begriff sie vielmehr als „reiche Fundgrube“ für eine Gegenwartsliteratur, die sich auf die Erlebnis- und Erfahrungswirklichkeit des Volkes bezog. „Man lerne das Volk im ganzen kennen, man erkundige seine Phantasie und Fühlbarkeit“ – dies war für ihn Grundbedingung populärer Poesie. Statt einer Literatur, in der der Dichter mit dem Blick von oben nach unten in moraldidaktischer Absicht auf das Volk einwirkte, forderte Bürger eine Dichtung, in der sich die unmittelbare Verbundenheit des Autors mit dem Volk und seinen Belangen ausdrückte. „Steiget herab von Gipfeln eurer wolkigen Hochgelährtheit und verlangt nicht, daß wir vielen, die wir auf Erden wohnen, zu euch wenigen hinaufklettern sollen“, schrieb er im „Herzensausguß“. Wenn Bürger zeit lebens an seinem Begriff von Volkspoesie festhielt – „Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit“ –, so war dies der kühne Versuch, durch Literatur soziale Kommunikation zu ermöglichen, an der auch und gerade die unteren Schichten der Gesellschaft teilhatten.

Mit sicherem Blick fand Bürger heraus, daß sich die Ballade als populäres Genre besonders anbot. „Von der Muse der Romanze und Ballade ganz allein mag unser Volk noch einmal die allgemeine Lieblingsepopöe aller Stände, von Pharaon an, bis zum Sohn der Magd hinter der Mühle hoffen“, erklärte er im „Herzensausguß“. Seine Kritik an der Flut zeitgenössischer Balladen und Romanzen, die den von Gleim entwickelten Typ der komischen Romanze nachahmten und trivial vergrößerten, läßt die eigene Position deutlich erkennen: „Da nehmen sie das erste das beste Histörchen, ohne allen Endzweck und Interesse, leiern es in langweiligen, gottesjämmerlichen Strophen, hier und da mit alten Wörtchen und Phrasen läppisch durchspickt, auf eine drollig sein sollende Art, mit allen unerheblichen Nebenumständen des Histörchens, von Kopf bis zu Schwanz herab, und schreiben drüber: Ballade, Romanze. Da regt sich kein Leben! Kein Odem! Da ist kein glücklicher Wurf! Kein kühner Sprung, so wenig der Bilder als Empfindungen! Nirgends was Aufrührendes, so wenig für den Kopf als fürs Herz! –“ Bürger wandte sich nicht gegen populäre und aktuelle Stoffe und Motive in zeitgenössischen Romanzen oder im Bänkelsang, sondern gegen ihre trivialen Mustern folgende Machart,

gegen die Belanglosigkeit ihrer Gegenstände und Stilmittel. Schrieb Höltz: „Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlekin oder ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor“, so ging es Bürger gerade nicht um ungewöhnliche Sozialfälle, sondern um das Abnorme des Sozialgefüges. Darauf beruht die Überzeugungskraft der „Lenore“, die ihn über Nacht als Dichter in Deutschland berühmt machte. Übermütig schrieb er im Brief vom 12. August 1773, in dem er Boie die Fertigstellung der „Lenore“ mitteilte: „Ihr sollt alle mit bebenden Knien vor mir niederfallen und mich für den Dschinkischan, d. i. den größten Chan in der Ballade erklären, und ich will meinen Fuß auf eure Häuse, zum Zeichen meiner Superiorität, setzen. Denn alle, die nach mir Balladen machen, werden meine ungezweifelten Vasallen sein und ihren Ton von mir zu Lehn tragen.“ Das scherzhaft übertreibende Selbstlob bezeichnete zutreffend die literaturgeschichtliche Stellung der „Lenore“. Sie eröffnete die Geschichte der deutschen Ballade und blieb eine der bedeutendsten.

Verse eines alten Spinnstubenliedes regten Bürger zu seiner „Lenore“ an: „Der Mond der scheint helle, / Die Toten reiten so schnelle“ – „Graut Liebchen auch? / Wie sollte mir grauen? Ich bin ja bei dir.“ Durch Boie und Herder kannte er die englische Volksballade „Sweet William's Ghost“, in der ein Toter wiederkehrt, um sein der Braut gegebenes Treueversprechen zu lösen. Neu an der „Lenore“ war nicht das Aufnehmen überlieferter Stoffe und Motive der Volksmythologie, sondern die Art ihrer Aktualisierung. Der tote Geliebte, mit dem Lenore den gespenstischen Ritt wagt, starb 1757 als Soldat in der Prager Schlacht. Heinrich Heine, der Ary Scheffers Bild „Leonore“ 1831 in der Gemäldeausstellung in Paris sah, erkannte, wie wichtig der historisch genaue Bezug der Balladenhandlung bei Bürger war: „Aber ich glaube eben, weil der Maler die Szene in die fromme Zeit der Kreuzzüge verlegt hat, wird die verlassene Leonore nicht die Gottheit lästern, und der tote Reuter wird sie nicht abholen. Die Bürgersche Leonore lebte in einer protestantischen, skeptischen Periode, und ihr Geliebter zog in den Siebenjährigen Krieg, um Schlesien für den Freund Voltaires zu erkämpfen.“ Zeitlich und emotional rückte Bürger dem Leser oder Hörer seiner Ballade das Schicksal einer Frau nahe, die wie ihr Geliebter den Krieg zwischen Preußen und Österreich mit ihrem Glück und Leben bezahlen mußte. Die Entschiedenheit, mit der er die Balladenhandlung vom Standpunkt der sozial am härtesten Be-

troffenen entwickelte, war ebenso neuartig wie die emotional bewegende lyrische Sprechweise, die er für ihr leidvolles Schicksal fand. In den ersten Strophen hält die expressive Sprache in Bildern, Tönen und Rhythmen Angst, Schmerz und schließlich die Verzweiflung Lenorens fest, als sie erkennen muß, daß ihr Geliebter nicht aus dem Siebenjährigen Krieg zurückkehren wird. Während mit sarkastischem Unterton der Friedensschluß zwischen Friedrich II. und Maria Theresia in nur vier Versen lakonisch mitgeteilt wird, bringt Bürger dem Leser Lenorens Situation in ausdrucksstarken Bildern nahe. Er sieht das aus Angstträumen auffahrende Mädchen und hört, wie es die aus dem Krieg heimkehrenden Soldaten nach Wilhelm fragt. Gegen „Sing und Sang“ und „Kling und Klang“ und den Jubel der Zurückgekommenen setzt Bürger:

„Ach! aber für Lenoren
 War Gruß und Kuß verloren.
 ...
 Als nun das Heer vorüber war,
 Zerraupte sie ihr Rabenhaar,
 Und warf sich hin zur Erde,
 Mit wütiger Gebärde.“

Das emotionsbeschwerte „Ach“, das den glatten jambischen Fluß der Verse durchbricht, vergegenwärtigt den tiefen Einschnitt, den Lenorens Leben durch den Tod Wilhelms erfährt. Die Größe und Würde ihres Schmerzes wird von Bürger durch die biblische Klagegebärde hervorgehoben. Der erregte Sprechrhythmus der ersten Strophen erfaßt die innere wie die äußere Bewegung Lenorens, ihre bewußten wie unbewußten Reaktionen. Bürger gelang eine lyrische Sprechweise, die den Gefühlswert des sinnlich Dargestellten ständig erweiterte, vertiefte und zum „hohen Affekt“ steigerte. Was er schon 1769 für die Prosaübersetzung Homers angestrebt hatte, „die Bewegung der Natur auch im Gange der Periode auszudrücken“, wurde jetzt zu einem Gestaltungsprinzip, das in bisher kaum erschlossene Bereiche der menschlichen Individualität, bis in sein Unterbewußtsein, vordrang. Neu war die Intensität, mit der er den Blick für die Kraft und Unbedingtheit menschlichen Fühlens öffnete und die Rigorosität, mit der er die sozialen Konsequenzen dieser menschlichen Haltung entwickelte. In dem Dialog zwischen Mutter und Tochter, der sich den ersten Strophen anschließt, führt

die Liebe zu Wilhelm Lenore zum Zweifel an der göttlichen Ordnung der Welt. Von der Mutter werden hier ausschließlich geläufige Wendungen aus evangelischen Kirchenliedern gebraucht. In ihrer Rede verschmilzt der mütterliche Trost mit dem Beistand, den die Kirche, die offizielle Mutter, für ihre Kinder bereithält. Die von ihr vorgebrachten Argumente rechtfertigen menschliches Leid aus der Glaubensgewißheit: „Was Gott tut, das ist wohlgetan.“ Lenore entgegnet ihr: „O Mutter, Mutter! Eider Wahn! / Gott hat an mir nicht wohlgetan!“ Lenore behält die tradierten Formulierungen der christlichen Glaubenslehre weitgehend bei, wendet ihren Sinn aber radikal. Den für Christus vorgesehenen Platz besetzt sie mit Wilhelm. Sie weigert sich, ihrem diesseitigen Glück in der Hoffnung auf jenseitige Seligkeit zu entsagen, den irdischen Bräutigam mit dem himmlischen zu vertauschen. Durch die Verkehrung des geistlichen Textes in einen weltlichen macht Bürger sinnfällig, daß Lenorens Anspruch auf menschliche Liebe das kirchliche Glaubensgebäude in Frage stellt.

Berühmt wurde die „Lenore“ durch den meisterhaft gestalteten Ritt des Mädchens mit dem Toten. Das Motiv des wiederkehrenden Toten hat in der Ballade eine den Hexen- und Geisterszenen in Shakespeares Dramen vergleichbare Funktion. So wie die Hexen im „Macbeth“ oder der Geist des Vaters im „Hamlet“ die inneren Kämpfe der Titelhelden in einem Vorgang anschaulich fassen, vergegenwärtigt der Totenritt das erschütterte Innere, die Angst- und Wunschorstellungen Lenorens. Mit suggestiver Gestaltungskraft leitet Bürger die phantastische Handlung ein: „Und außen, horch! ging's trapp, trapp, trapp, / Als wie von Rosseshufen.“ Onomatopöien setzt er auch für das melodische „Ganz lose, leise, klinglingling!“ des Pfortenrings ein, das die Ankunft des Reiters ankündigt. Lenorens Situation scheint sich zu wenden. Doch schon im Dialog zwischen Lenore und dem Reiter enthüllt sich das Disparate ihrer Lage. Ihren Wunsch, dem aus der Fremde Kommenden ein Haus, dem von ihr lange Getrennten menschliche Nähe zu geben, muß Wilhelm zurückweisen. Für ihn gelten Gesetze, die denen der Lebenden entgegengesetzt sind. Dennoch folgt Lenore ihm in der Hoffnung auf die versprochene Brautnacht. Mit Recht wurde immer wieder die faszinierende Atmosphäre des wilden nächtlichen Ritts angeführt, um Bürgers Begabung für die Schilderung visueller Eindrücke zu belegen. Der „sausende Galopp“ vor dem gewaltigen

nächtlichen Hintergrund wird knapp und drängend mit sich wiederholenden und sich steigernden Bildern gezeichnet. Fliegen zuerst „Anger, Heid und Land“ „vorbei vor ihren Blicken“, so erscheint bei den Wiederholungen die Natur selbst in Bewegung geraten. Die für Märchen typische dreifache Wiederholung verwendet Bürger auch bei der Frage des Reiters: „Graut Liebchen auch vor Toten?“ Dreimal bekennt sich Lenore zu ihrer Liebe, doch mit der wachsenden Hast des Ritts nimmt auch die Angst zu, die in ihren Antworten mitschwingt.

Im Totenritt wird die tragische Lebenssituation Lenorens sinnfällig. Sie, die ohne den Geliebten nicht leben kann, zwingt ihn durch die Unbedingtheit ihres Gefühls aus dem Grab herbei, doch der Ankömmling kann ihren Anspruch auf diesseitige Liebe nicht erfüllen. Zerstörte die reale Welt ihre Hoffnung auf sinnliche Liebe, so wiederholt sich dieser Vorgang in der Geisterwelt in furioser Weise. Dem Geliebten folgend, verliert Lenore ihr Leben. Weil die Ballade keine Lösung bietet, wird zur Gewißheit, wie grundsätzlich anders eine Welt sein müßte, die den Liebesanspruch der Soldatenbraut nicht mehr zunichte macht. Diese entschieden demokratische Intention der Ballade hebt auch ihr ambivalenter Schluß nicht auf, der christliche Vorstellungen von Sünde und Strafe aufruft und die Seele Lenores der Gnade Gottes überantwortet.

Die Zeitgenossen nahmen die „Lenore“ begeistert auf. Konsistorialrat Reinhard warnte zwar 1774 vor der gotteslästerlichen Ballade und bedauerte, daß sie die Zensur passiert hatte und „nicht öffentlich gerügt und verboten wurde“, in Schubarts „Deutscher Chronik auf das Jahr 1775“ aber hieß es: „Die Lenore ist ein vortreffliches Stück der Dichtkunst“, und Goethe schrieb später in „Dichtung und Wahrheit“: „Bürgers Lenore, damals ganz frisch bekannt, und mit Enthusiasmus von den Deutschen aufgenommen. Auch ich war sie zu ... deklamieren bereit.“ In seinem Brief an Bürger von 1774 erwähnte er zwar die „Lenore“ nicht, ohne Zweifel trug sie aber dazu bei, daß er in Bürger den Gleichgesinnten und Gleichstrebenden erkannte: „Ich tue mir was drauf zugute, daß ich's bin, der die papierne Scheidewand zwischen uns einschlägt. Unsre Stimmen sind sich oft begegnet und unsre Herzen auch.“ Als Volksdichter fühlte sich Bürger bestätigt, als ihm Freunde berichteten, daß seine „Lenore“ nicht nur in Kreisen des Landadels bekannt war, sondern

auch Bauern mit großer Anteilnahme ihrem Schulmeister beim Deklamieren der Ballade zuhörten.

Wie kein anderer Autor seiner Zeit brachte Bürger in Balladen und Gedichten die Leiden zur Sprache, die den Nichtprivilegierten durch die Adligen, die sich der Ständeordnung entsprechend verhielten, zugefügt wurden. In einem Brief an Boie schrieb er 1778: „Du mußt das wilde Heer in meinem Liede eben so reiten, jagen, rufen, die Hunde eben so bellen, die Hörner eben so tönen und die Peitschen eben so knallen hören und bei allem dem Tumult eben so angegriffen werden, als wär's die Sache selbst.“ Dies bezog sich auf die Ballade „Der wilde Jäger“, in der er durch seine auf Erlebnisunmittelbarkeit gerichtete Gestaltungsweise sozial prägnante Szenen schuf. Der Rheingraf nimmt mit der Jagd ein uraltes Vorrecht des Adels in Anspruch. Dem Wild nachhetzend, zerstampft er mit seinem Troß das Ährenfeld des Bauern, läßt er von seiner Hundekoppel den Hirten und seine Herde anfallen, will er in den geheiligten Bezirk des Klausners einbrechen. Kunstvoll werden mit der immer zügellosen Bewegung der Jagd die sich steigernden Freveltaten des Grafen verbunden. Das folgende Schauergeschehen mit Riesenfaust, Feuerschlund und Höllenhunden, das den von Gott gerichteten Grafen als erbarmungslos Gejagten zeigt, ist im Vergleich mit den Jagdszenen nicht weniger sinnlich-suggestiv gestaltet. Bürger verknüpfte die Hackelbergsage mit religiösen Motiven, um das Feudalsystem nicht nur anzuklagen, sondern gleichzeitig zu richten. Mit der Verurteilung des Grafen und dem Vollzug der Strafe zeichnet er das Bild eines künftigen gesellschaftlichen Umbruchs, das die soziale Phantasie des Publikums in Richtung seiner wirklichen politischen Bedürfnisse mobilisieren sollte. In dem motivgleichen Gedicht „Der Bauer. An seinen durchlauchtigen Tyrannen“ nutzte er dazu die für die Ode charakteristische Anrede eines Gegenübers. Schon Boie bemerkte, daß das Gedicht „ein schöner Pendant zu Klopstocks: Was tat dir Tor“ sei. Bürger übernahm die jambischen dreizeiligen Strophen der Ode „Wir und Sie“ (1766), brachte aber anders als Klopstock nicht die nationale Antithetik zwischen Deutschland und England, sondern die soziale von Fürst und Untertan zur Sprache. Die abrupte Fügung der Bilder und die harten Sprechrhythmen charakterisieren die soziale Beziehung. In seiner Rede muß der Bauer das für Kriege typische Wortgut benutzen, denn nur so kann er die verhee-

renden Folgen beschreiben, die die Jagd des Adligen auf seinen Feldern für seinen Alltag hat. Der Bauer wird von Roß und Reiter zerschlagen, vom Wagen zerrollt, wie ein Tier gejagt, die Saat seiner Felder zertreten, sein Brot von Roß und Hund und Fürst verschlungen. Die Ansprache des Bauern wird zur mächtigen Anklage, die Frage nach der Berechtigung der Fürstenherrschaft gipfelt in dem Urteilspruch: „Du nicht von Gott, Tyrann!“ Der Sprechgestus des Gedichts soll die Souveränität des lyrischen Ichs auf den Hörer übertragen und ihm eigenes gesellschaftseingreifendes Verhalten nahelegen.

Nicht nur in den angeführten lyrischen Dichtungen, sondern in Bürgers Werk überhaupt wird die Religion aus ihrer Legitimationsfunktion für das Gottesgnadentum des Fürsten gelöst. Statt der feudalen Vorrechte werden mit Gottes Autorität die Menschenrechte der Nichtprivilegierten beglaubigt. Durch die soziale Umfunktionalisierung stellte er die den unteren Volksschichten vertrauten religiösen Vorstellungen in den Dienst ihrer eigenen Lebensinteressen. Soziale Gleichheit und Gerechtigkeit, Unantastbarkeit der Person und des Eigentums, Achtung vor der produktiven Arbeit machte er als Menschenrechte gegenüber der Feudalordnung geltend. Es sind Wertvorstellungen, die das aufgeklärte Bürgertum bisher vornehmlich für sich selbst in seiner Beziehung zum Feudaladel durchzusetzen suchte. Wie die Subskriptionslisten seiner beiden Gedichtausgaben belegen, kamen aus dieser sozialen Schicht vor allem Bürgers Leser. Auch am Ende des 18. Jahrhunderts konnten die Menschen aus den ländlichen und städtischen Unterschichten kaum oder gar nicht lesen, sie besaßen zudem weder Geld noch Zeit für Bücher, so daß sie nur in Ausnahmefällen Bürgers Dichtungen aufgenommen haben dürften. 1827 stellte Goethe fest: „... was haben nicht Bürger und Voß für Lieder gedichtet! Wer wollte sagen, daß sie geringer und weniger volkstümlich wären als die des vortrefflichen Burns! Allein was ist davon lebendig geworden, so daß es uns aus dem Volke wieder entgegenklänge? – Sie sind geschrieben und gedruckt worden und stehen in Bibliotheken ... allein im eigentlichen Volke ist alles stille.“

Bürger konnte es unter diesen Umständen nur darum gehen, seinen bürgerlichen und auch adligen Lesern Wertvorstellungen zu vermitteln, die mit den Lebensinteressen der sozial Benachteiligten übereinstimmten. Immer wieder vergegenwärtigte er in Balladen

und Gedichten die feudal-bürgerliche Lebensform in ihrer Asozialität für die Nichtprivilegierten, in ihrer Härte und Gewalttätigkeit. Kontradiktorische ästhetische Strukturen, die die Polarität von Hoch und Niedrig fassen, bestimmen deshalb sein poetisches Werk. Verknüpft mit sozial prägnanten Lebensverhältnissen, kehren sie als Bedingung menschlicher Emanzipation die grundsätzliche Veränderung der staatlichen, kirchlichen und familiären Institutionen der Ständehierarchie heraus.

Nicht zu übersehen ist aber, daß diese kontradiktorischen Strukturen auch zu einer vereinfachenden, schematisierenden Darstellung des Sozialgefüges führen können. Moralische Klischees und Schwarz-Weiß-Muster stellen sich immer dann ein, wenn Bürger die Abgrenzung von der feudal-bürgerlichen Standeswelt als einfache Umkehrung konventioneller Verhaltensnormen vollzieht. In „Graf Walter“ zum Beispiel wird der feudalen Liebespraxis, die willkürlich mit den Geliebten und ihren Gefühlen verfährt, die unbedingte Zuneigung einer Frau entgegengesetzt. Indem diese klaglos die niederrächigsten Befehle des Geliebten ausführt, ist ihre Liebe jedoch mit der Preisgabe ihrer menschlichen Würde verbunden. In Gedichten wie dem „Blümchen Wunderhold“ oder dem „Lied vom braven Mann“ verwendet Bürger das traditionelle Tugend-Laster-Muster. Bescheidenheit und Hilfsbereitschaft sollen sich als bürgerliche Tugenden von adliger Arroganz und Untätigkeit abheben, ersetzen aber nur ein Klischee durch ein anderes. Auch in der Ballade „Lenardo und Blandine“ besteht eine deutliche Diskrepanz zwischen der mit märchenhafter Plausibilität nach dem Gut-Böse-Schema ablaufenden Balladenhandlung und der eigentlichen Konfliktsituation, dem Versuch Blandines, sich aus ständischen Konventionen ebenso zu befreien wie aus den Zwängen der ihr vorgeschriebenen Geschlechterrolle. Immer dann, wenn Bürger die menschlichen Beziehungen nicht auf ihre soziale Relevanz hin befragt, sondern nach ästhetisch wie gedanklich gängigen Mustern schablonisiert, stellt sich in seinem Werk statt Popularität Trivialität ein, entstehen statt der sozial aktivierenden Affekte lediglich unterhaltsame Effekte.

Anfang 1774 verlegte Bürger seinen Amtssitz von Gelliehausen nach dem nahegelegenen Niedeck. In der großen Familie des Amtmann Johann Carl Leonhart lernte er die beiden Frauen kennen, mit denen sich sein weiteres Leben glück- und schmerzvoll ver-

band. Noch 1774 heiratete er die sanfte, zurückhaltende Dorothea Marianne (Dorette), doch schon bald verspürte er eine unbezähmbare Neigung zu ihrer zwei Jahre jüngeren, temperamentvollen Schwester Auguste Wilhelmine Eva (Molly). In der „Beichte“ an seine dritte Frau, Elise Hahn, schrieb er 1790: „Oh, ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte!“ Bürger lebte mit beiden Frauen. 1775, 1778 und 1784 wurden seine Kinder mit Dorette und 1782 sein Sohn mit Molly geboren. 1784 erlag Dorette kurz nach der Geburt des dritten Kindes der Schwindsucht, erst 28 Jahre alt. Bürger heiratete 1785 Molly. Doch nur wenige Monate dauerte sein Glück mit der „Höchstgeliebten“. 1786 starb sie bei der Geburt des zweiten Kindes. Verzweifelt schrieb Bürger 1786 an Friederike Mackenthun: „O ich müßte alles, alles um mich her, ich müßte mich selbst und meinen eigenen Namen vergessen, ich müßte aufhören, der zu sein, der ich bin, wenn ich ihrer vergäße, ach ihrer, der ich seit länger als zehn kummervollen Jahren Tag und Nacht – Tag und Nacht! – mit immer gleich heißer, verzehrender Sehnsucht nachseufzte ... Ach ich liebte sie so unermeßlich, so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht bloß der ganze alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu sein schien ...“ Die neuartige Gefühlsintensität, die aus diesem Brief spricht, zeichnete auch Bürgers Molly-Lieder aus. In dem Bemühen, der eigenen qualvollen Situation lyrischen Ausdruck zu geben, entstanden Gedichte, die mit einer vor ihm nicht erreichten Unmittelbarkeit und Offenheit von der erotischen Empfindungsfähigkeit des Menschen sprachen. In seiner Rezension der Bürgerschen Gedichte bezeichnete Schiller 1791 die Molly-Lieder als „Produkte einer solchen ganz eigentümlichen Lage“. Zweifellos lassen sie die Geschichte der Beziehung Bürgers zu der geliebten Frau erahnen. Sein ungestümes Sehnen, sein Werben um Molly vom Sommer 1776 klingen im „Ständchen“ und der „Abendphantasie eines Liebenden“ an. Innige Liebe spricht aus „Trutel“ und „Das Mädchel, das ich meine“. Der Versuch Mollys, sich von Bürger zu trennen, steht hinter der „Elegie“, und „Das hohe Lied von der Einzigen“ ist die schmerzzerfüllte Totenklage des Dichters. In vergrößernder Nachfolge des Schillerschen Urteils, der Bürgers Muse „einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter“ vorwarf, wurden die Molly-

Lieder immer wieder abfällig bewertet. Was diesen Gedichten Gewicht gibt, ist die Entschiedenheit, mit der Bürger die sinnliche Liebe als natürliches Recht des Menschen geltend macht und menschenwürdige Bedingungen für sie fordert: „Irdische Liebe keimt in der Sinnlichkeit und behält ... in der Sinnlichkeit ihre nahrhafteste Wurzel.“ In „Schön Suschen“ (1776) blüht die Neigung des lyrischen Ichs zu einem Mädchen auf und vergeht wieder. Auf die Frage nach dem Warum lautet die Antwort:

„Drum, Lieb ist wohl, wie Wind im Meer:
Sein Sausen ihr wohl hört,
Allein ihr wisset nicht, woher?
Wißt nicht, wohin er fährt?“

Für Bürger war die Liebe eine lebendige Naturkraft, gewaltsam und unberechenbar wie diese. Was er in jenen Versen mit Bildern aus dem Neuen Testament bekräftigte, wurzelte in seinem persönlichen Erleben. Er litt unter jenen bürgerlichen Tugendnormen, die im Interesse rationaler und zweckmäßiger Lebensgestaltung die Selbstgewißheit des Menschen unterdrückten, die der Intensität seines Fühlens, seiner Sinnlichkeit entsprang. In seinem Brief an Goethe von 1776 hieß es: „... schreib mir doch mal bei Gelegenheit, ob Du Dich kennst? Und wie Du's anfängst, Dich kennenzulernen? Denn ich lern es nimmermehr und kenne keinen weniger als mich selbst.“ Das Unsichersein über die eigene Person, das dringliche Verlangen, das Verhältnis von sinnlicher Natur und Sittlichkeit neu zu bedenken, rührte an Tabubereiche der damaligen Gesellschaft. Wie sehr eine repressive christliche Sexualmoral auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch geläufig war, verdeutlicht das Urteil eines unbekanntes Zeitgenossen über Bürgers Gedicht „Das Mädchel, das ich meine“. Zu diesem frischen, ungekünstelten Lied im Volkston, das die sinnliche Schönheit der Geliebten als Sinnbild der Schöpferkraft Gottes preist, schrieb dieser: „Sind die Menschen so tugendhaft, daß sie bei der Bemusterung eines schönen Mädchens nach allen Teilen, die zwischen Kopf und Füßen sitzen, mit der ehrfurchtsvollen Gemütsfassung an Gott denken können, mit welcher sie an ihn denken sollen? ... Wahrlich schlechter, niedriger, verächtlicher hat wohl nicht leicht jemand von Gott gedacht oder wenigstens geschrieben, als Bürger in diesem unverschämten präntierten Liede zum Lobe Gottes.“ Sinnli-

che Leidenschaft und erotische Intensität heben die Bürgerschen Liebesgedichte von jener zeitgenössischen Rhetorik ab, in der die Bilder sinnlicher Liebe zur Metapher des Bündnisses idealer Seelen stilisiert wurden. Schillers Laura-Oden sind ein Beispiel dafür. In Bürgers Lyrik klingt auch nicht der zärtlich elegische Wohllaut, der in Gedichten Matthissons, Goeckings oder auch Höltys sinnliche Leidenschaft mit leiser Resignation zu gesellschaftlich eingepaßter Triebbeherrschung herabstimmte. Elegisch artikuliert Bürger in seinen Liebesgedichten den Schmerz darüber, daß die Liebe tief von den Leiden der Gesellschaft gezeichnet ist. Seine Lieder lassen die Illusion, Liebe sei ein idyllisch-harmonischer Raum außerhalb der Gesellschaft, nicht aufkommen. Die geltenden Konventionen werden als Zwänge kenntlich, die die erotische Liebe als freie Übereinkunft des Mannes und der Frau nicht zulassen und die Liebenden in selbstzerstörerische Konflikte drängen. Volksliedhaft schlicht ersehnt im „Spinnerlied“ oder „Ständchen“ das lyrische Ich sinnliche Liebe. In Gedichten wie „An die Menschengesichter“ oder „Elegie“ wird sie verweigert, und der Ton innigen Gefühls steigert sich zum schmerzvollen „hohen Affekt“. In der „Elegie“ fragt das tief verletzte Ich:

„Denn wie soll, wie kann ich's zähmen,
Dieses hochempörte Herz?
Wie den letzten Trost ihm nehmen,
Auszuschreien seinen Schmerz?
Schreien, aus muß ich ihn schreien!“

Der Leser wird ergriffen von der Unmittelbarkeit, mit der ein seiner Sinne kaum Mächtiger von der Gewalt der Schmerzen spricht, die ihm aus der Trennung von der Geliebten erwachsen. Der immer wieder stockende Sprachfluß, die fast stammelnd hervorgestoßenen Wiederholungen einzelner Wörter und Satzglieder sowie die zahlreichen affektgeladenen Ausrufe, Fragen und Interjektionen beziehen ihn ein in die qualvollen inneren Kämpfe dieses Ichs. Die Not eines Menschen offenbart sich, der die eruptive Kraft menschlicher Gefühle erlebt, ihrer Erfüllung aber entsagen muß. Die Gewißheit gegenseitiger Liebe und unbändiges Verlangen, einander zu gehören, steigern den Schmerz, daß sich die Geliebte losriß, um den bestehenden sittlichen Normen zu genügen.

„Sie wähnt sich's von Gott geheißten,
Trotz Verblutung oder Schmerz,
Von dem meinigen zu reißen
Ihr ihm einverwachsenes Herz.“

Strophen tiefster Verzweiflung folgen. Die dringliche Frage:

„Herr, mein Gott, wie soll es werden?“ –

beantwortet das lyrische Ich mit dem stolzen Bekenntnis zur „Flammenliebe“, die „Natur ins Herzensfeld“ senkte.

„Freier Strom sei meine Liebe,
Wo ich freier Schiffer bin!“

Dieser Aussage widerspricht die resignative Schlußwendung des Gedichts mit dem Gelöbniß, das Liebesverlangen zu bändigen und sich mit dem Anblick der Geliebten zu begnügen.

Kunstvoll setzte Bürger in der „Elegie“ und in anderen Molly-Liedern die sprachlichen Mittel ein, um dem Leser die tiefe innere Erschütterung des lyrischen Ichs nicht nur mitzuteilen, sondern ihn an den schmerzhaften Kollisionen mit den sittlichen Zwängen zu beteiligen. Er baut eine der Kommunikation im Alltag vergleichbare Beziehung zwischen lyrischem Ich und Leser auf. Der lyrischen Sprechweise fügte er nicht nur den Wortschatz der Alltagsrede ein, sondern vor allem Elemente ihrer Ökonomie. Kennzeichnend für die Alltagsrede ist, daß sich die Sprechenden in immer wieder neu ansetzenden Versuchen über das für sie sozial Belangvolle einer Situation verständigen. An diese Sprechweise anknüpfend, gestaltet er die Auslotung der im Gedicht gefaßten individuellen Lebenslage als Erkundung ihrer sozialen Implikationen, in die sich der Leser einbezogen findet. Das stockende Sprechen, zahlreiche Wiederholungen und Interjektionen lassen ihn das Aufsuchen sozialer Orientierung als widersprüchlich-schwierigen Vorgang mitvollziehen. Bürger entwickelte damit eine neuartige Erlebnislyrik, die nicht das Exzeptionelle des einzelnen betonte, sondern die menschliche Individualität als Sozialcharakter kenntlich machte.

Angesichts seiner problematischen Liebesbindungen konnte Bürger nicht mit der Toleranz seiner philiströsen Umgebung rechnen. Seine Lebensverhältnisse insgesamt waren derart bedrückend, daß er sich an ihnen aufrieb. Die dörfliche Abgeschlossenheit von

Wöllmershausen, wo er von 1775 an mit seiner Familie lebte, lähmte ihn. „Wenn ich nur aus diesem isolierten Winkel heraus wäre und auf dem vollen Markt des Lebens besser mich umsehen könnte“, klagte er 1776. Die Studienfreunde hatten Göttingen verlassen. Cramer und Miller fanden Anstellungen als Professoren in Kiel bzw. Ulm, Leisewitz eröffnete sich eine erfolgreiche Laufbahn als Jurist, und die Brüder Stolberg traten in diplomatische Dienste am dänischen Hof. Selbst Voß vermochte sich nach anfänglichen Schwierigkeiten eine bescheiden-behagliche Existenz aufzubauen. Bürger aber war und blieb der Willkür bornierter Landjunker ausgesetzt. Hinzu kamen Streitigkeiten mit dem Pastor von Gelliehausen, Johann Christian Zuch, und die Intrigen des einstigen Gönners, Hofrat Listn. Bürger fehlten auch die Mittel, um durch Reisen seine Weltkenntnisse zu erweitern. Er kannte Hannover und von einem Kuraufenthalt Hofgeismar, sonst aber schmiedete er nur in Gedanken Reise- und sogar Auswanderungspläne. Seit dem Tode seines Schwiegervaters 1777 lastete auch die Vormundschaft für dessen zahlreiche Familie auf ihm. Seine finanziellen Schwierigkeiten nahmen beständig zu. 1793 nannte er eine Summe von 10 000 Talern, die er ererbt und während seiner Amtmannstätigkeit eingebüßt hatte. Der Gesundheitszustand des knapp Dreißigjährigen verschlechterte sich bedrohlich. „Es ist entsetzlich, hier an Geist und Leib so verkümmern zu müssen“, schrieb er 1778 verzweifelt an Boie. Es war das Jahr, in dem die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien, die ihn zu einem der berühmtesten Dichter in Deutschland machte. Wieland schrieb begeistert in seiner Rezension im „Teutschen Merkur“: „Wer, in kurzem, wird nicht Bürgers Gedichte auswendig wissen? In welchem Hause, in welchem Winkel Deutschlands werden sie nicht gesungen werden? Ich wenigstens kenne in keiner Sprache etwas Vollkommeneres in dieser Art ...“

Trotz seiner dichterischen Erfolge konnte Bürger niemals daran denken, als freier Schriftsteller zu leben. Die Honorare waren viel zu gering, doch er war auf sie angewiesen, da er mit der Amtmannstätigkeit allein seine materielle Existenz nicht sichern konnte. Er befand sich dadurch in einer ständigen Zwangslage, von der er 1778 an Boie schrieb: „Beides, weltliche Affären und Musen, schicken sich durchaus nicht zusammen. Eins verdirbt das andere; das erfahre ich zu meinem Schaden und Verdrusse. Eben diejeni-

gen Werke die mir von einer Seite Lob und Ehre erwerben, verursachen mir von anderer Seite *Excitatoria* und Strafbefehle... Da ich nun nicht ohne weltliche Geschäfte leben kann, so werden die Musen sich trollen müssen.“ Ein wichtiger Grund für Bürger, nach Boie, Voß und Goeckingk 1779 die Redaktion des „Göttinger Musenalmanachs“ zu übernehmen, waren die 500 Taler, die er jährlich für die Herausgebertätigkeit bekam. Er klagte häufig über diese Arbeit, mußte er doch eine weitläufige Korrespondenz führen, viele unzureichende Beiträge in zeitraubender Kleinarbeit verändern und auch manch eigenes Gedicht als „Lückenfüller“ beisteuern. Dennoch konnte er die Herausgeberschaft nicht aufkündigen, war sie doch bis zu seinem Tod eine seiner wichtigsten Einnahmequellen. Unter den Jahrgängen ragen die heraus, in denen der „Göttinger Musenalmanach“ Publikationsorgan des Göttinger Hains war. Im Vergleich mit der Flut zeitgenössischer Almanache konnte Bürger ihn auf einem beachtlichen künstlerischen Niveau halten, vor allem durch die eigenen Beiträge.

1777 beteiligte sich Bürger mit seinem „Vorschlag, dem Büchernachdrucke zu steuern“ an der Diskussion über bessere finanzielle Bedingungen für die Autoren. Er wollte eine „Assekurationssozietät und Kasse“ einrichten, die es den Buchhändlern ermöglichen sollte, von Nachdruckern auf den Markt gebrachte Bücher preislich zu unterbieten. Er ging nicht wie sein früherer Göttinger Lehrer Johann Stephan Pütter 1774 in „Der Büchernachdruck nach ächten Grundsätzen des Rechts bestimmt“ und später Kant und Fichte vom Begriff des geistigen Eigentums aus, sondern von der sozialen Lage der Autoren. Unter diesem Aspekt machte er gewerberechtliche Bestimmungen geltend, die das Recht des Buchhändlers an seinen Verlagsartikeln sichern sollten. Er sah darin die Voraussetzung, daß die Verleger ihre Autoren angemessen für ihre Arbeit bezahlen konnten.

Bürger unternahm zahlreiche Versuche, sich „Verbindungen zu entziehen“, die ihn „an Leib, Seele und Vermögen zu Grunde“ richteten, wie er 1781 an Goethe schrieb. 1777 bemühte er sich um die Amtmannsstelle seines Schwiegervaters in Niedeck. 1778 hoffte er auf eine Theatergründung und seine Anstellung als Theaterdichter in Hannover. Im gleichen Jahr zog er sogar eine Hofratsstelle an einem kleinen Hof am Rhein in Betracht. Voller Lebensmut berichtete er 1780 den Freunden von der Bewirtschaftung eines gepachte-

ten Gutes in Appenrode: „Ich fühle, daß ich in meinem Bauernstande sehr gesund und munter werde.“ Doch 1784 gab er „die verfluchte Pachtung“ wieder auf, neue Schulden auf die alten häufend. 1780 bewarb sich Bürger um eine Stelle als Stabssekretär in Hannover, 1781 um eine „Cammer-Bedienung“. Selbst an Friedrich II. von Preußen richtete er 1782 ein Gesuch um Anstellung. Dem Unterrichtsminister von Zedlitz jedoch erschien der Dichter als „Erzieher und Jugendlehrer“ ungeeignet: „... und da ich besonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Tätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme, so kann ich mit gutem Gewissen den Bürger, so sehr ich ihn auch schätze, in meinem Department nicht versorgen ...“ 1782 wandte sich Bürger an Goethe. Erst nach einem halben Jahr kam ein Antwortschreiben, aber nicht die erbetene Hilfe. Die Einschätzung jedoch, die Goethe in seinem Brief von Bürgers Lage gab, war scharfsichtiger als die der meisten Zeitgenossen, die gegenüber Bürger mit moralisierenden Vorurteilen rasch zur Hand waren: „Die Unzufriedenheit mit Ihrem Zustande, die Sie mir zu erkennen geben, scheint mir so sehr aus dem Verhältnis Ihres Innersten, Ihrer Talente, Begriffe und Wünsche, zu dem Zustande unserer bürgerlichen Verfassung zu liegen, daß ich nicht glaube, es werde Sie die Veränderung des Ortes, außer einem geringen Mehr oder Weniger, jemals befriedigen können.“

1784 gab Bürger die Amtmannsstelle auf. Durch Vermittlung der Professoren Heyne, Kästner und Lichtenberg erhielt er die Erlaubnis, an der Göttinger Universität als Privatdozent Vorlesungen zu halten. Er las für ein „honorarium“, bekam also kein festes Gehalt, sondern mußte von den Kolleggeldern leben. Das änderte sich auch nicht, als er nach vielfältigen Zurücksetzungen 1789 endlich zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Nach dem Urteil des Historikers C. L. Woltmann wurde Bürger „von dem Troß der Studenten wenig geachtet, nicht sehr von den meisten Professoren“. A. W. Schlegel berichtete sogar, daß „mehrere Professoren der berühmten Universität Bürger mit großer Verachtung begegneten, und von ihm sprachen wie von einem Ausgestoßenen der bürgerlichen Gesellschaft“. Für Bürger war es schwer, an einer Universität, an der die Natur- und Rechtswissenschaften dominierten, seinen Fächern „Allgemeine Theorie der Schreibart“ und „Theorie der

schönen Wissenschaften“ Geltung zu verschaffen. Fast die Hälfte aller Immatrikulierten studierte Jura, und so mußte es Mißfallen erregen, daß er in den Einladungsblättern zu seinen Vorlesungen 1787 vor allem dem Kanzleistil „Greuel des Ausdrucks“ nachwies und ihm bescheinigte, „den Regeln der Vernunft in mancher Hinsicht, den Regeln des guten Geschmacks aber durchaus zuwider“ zu sein. Für noch größeres Aufsehen sorgten seine Vorlesungen zu Kants Philosophie, mit denen er 1787 als einer der ersten Professoren in Deutschland und als erster an der Göttinger Universität begann. Boie berichtete 1787 Voß: „Er mag nicht dichten und sitzt bis über den Hals in Kant vergraben, den er sehr lieb gewonnen hat, und, eine Ketzerei in Göttingen, über ihn lesen will.“ Offizielle Lehrmeinung war an der Göttinger Universität die frühaufklärerische Vernunftphilosophie Christian Wolffs, dennoch fanden sich zu Bürgers Kant-Vorlesungen die Studenten zahlreich ein. Weniger groß war die Wirkung seiner Ästhetikvorlesungen, die Karl Reinhard nach Bürgers Tod als „Lehrbuch des deutschen Stils“ und „Lehrbuch der Ästhetik“ herausgab. Er unterbreitete den Studenten nicht das von Herder und ihm selbst entwickelte Kunst- und Kulturkonzept, sondern benutzte traditionelle Lehrsystematiken. „Die Ästhetik lehrt ebenderselbe nach Eberhards Theorie der schönen Wissenschaften um 4 Uhr in 5 Stunden die Woche“, hieß es in der Vorlesungsankündigung. Bürger trug aus den Schriften von Eberhard, Baumgarten, Engel u. a. vor, erläuterte die Theorien und aktualisierte sie durch literarische Beispiele, die er zum Teil aus der zeitgenössischen Literatur wählte. Das war ein im damaligen Lehrbetrieb übliches Verfahren.

Entscheidend für Bürgers Interesse an den traditionellen kunsttheoretischen Schriften wie an Kants „Kritik der reinen Vernunft“ und „Kritik der Urteilskraft“ war, daß er in der Auseinandersetzung mit ihnen die aufklärerische Funktion von Poesie und Rhetorik neu bedenken und streitbar entwickeln konnte. In den achtziger Jahren wurde für ihn unübersehbar, daß das Volk weniger denn je die Einheit bildete, die sein demokratisches Konzept der Volkspoesie in den siebziger Jahren intendiert hatte. Er mußte erkennen, daß die demokratischen Bestrebungen des vergangenen Jahrzehnts zu keiner politischen Bewegung in Deutschland geführt hatten. Mit dem Bild vom „toten stehenden Sumpf“ kennzeichnete er mehrfach in seinen Briefen die politische Situation wie die

eigene Lage. Wenn er jetzt stärker als bisher den kulturellen Bedürfnissen des Bürgertums Rechnung trug, war dies sowohl Zeichen seines Realitätssinns wie seiner Resignation. „Unter Volk verstehe ich nicht Pöbel“, schrieb er 1784, und auch in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Gedichte bezog er den „Pöbel“ nicht in seinen Volksbegriff ein. Zugleich wies er kritisch auf die ökonomischen Gründe für die Privilegierung des gebildeten Bürgertums. An Adeligung schrieb er 1783, daß die Bildung des Geschmacks und der Sprache zwar gegenwärtig zumeist von den oberen Klassen ausgehe, aber nur deshalb, weil diese „mehr Vermögen und Gelegenheit haben, ihre Söhne auf diese Stufe der Vollkommenheit, auf welcher sie Regel und Muster werden können, empor zu helfen. Transportieren Sie auf einmal das Vermögen und den Unterricht der obern Klassen auf die niedern, so werden Sie die Lehrer und Muster des guten Geschmacks aus diesen hervorgehen sehen.“ Im Vorwort der zweiten Auflage seiner Gedichte konstatierte er, daß auch die Dichtung von Gelehrten gemacht würde, aber „nicht für Gelehrte als solche, sondern für das Volk“ bestimmt sei, denn: „Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit.“ Hatte er aber in „Daniel Wunderlichs Buch“ noch vehement die Poesie, der er „das Gebiet der Phantasie und Empfindung“ zuschrieb, von der „Versmacherskunst“ und ihrem „Reich des Verstandes und Witzes“ getrennt, hielt er diese Abgrenzung nun nicht mehr aufrecht.

Nicht zuletzt durch Kants Thesen traten für Bürger in den achtziger Jahren Poesie und intellektuelle Kultur in ein neues Wechselverhältnis. Seine dichterischen Bemühungen beschrieb er als „Bestreben nach Klarheit, Bestimmtheit, Abrundung, Ordnung und Zusammenklang der Gedanken und Gefühle“. Deutlich bezog er sich auf die traditionellen Mittel und Techniken der Rhetorik: „treffendster Ausdruck“ (perspicuitas), „pünktlichste grammatische Richtigkeit“ (puritas) und „wohlklingender Reim- und Versbau“ (ornatus). Damit nannte Bürger Ausdrucksmittel, die dem gebildeten Leser vertraut waren, mit deren Hilfe er aber das Ziel verfolgte, zu allen zu sprechen, allen verständlich zu sein. Bürgers Reaktion auf die gesellschaftliche Stagnation war sein Bekenntnis zur aufklärerischen Funktion von Literatur und Kunst. Notwendiger denn je erschien es ihm, als „Volkslehrer und Beförderer häuslicher und vaterländischer Tugenden“ zu wirken, wie es in der „Ästhetik“ hieß.

Ganz im Zeichen dieser aufklärerischen Bemühungen stand seine Beschäftigung mit der Sprache. Er machte den „Vorschlag zu einem deutschen Rechtschreibungs-Vereine“ (etwa 1782), äußerte sich „Wider die majestätische Länge“ der Satzperioden, befaßte sich mit der „Wissenschaft des Stils“ und dem „Geschäftsstil“. Er tat es in der Absicht, die Sprache als unentbehrliches Medium des Menschen herauszustellen, sich der eigenen Kräfte bewußt zu werden. In den Einladungsblättern zu seinen Vorlesungen lehnte er die Unterscheidung zwischen „gemeinem Deutsch“ als Sprache der „alltäglichen Notdurft“ und zierlichen, aber entbehrlichen „schönem Deutsch“ ab. Kriterium vollkommenen Sprechens war für Bürger die Eignung der Sprache, zweckmäßig den tätigen Austausch aller Mitglieder der Gesellschaft in den verschiedenen Lebensbereichen zu realisieren. „Je höher diese Kunst [die Redekunst] getrieben werden kann, desto inniger und fester muß sich die Menschheit zu einem großen, vollständigen, gesunden und tätigen Körper zusammengliedern“, hieß es in den Einladungsblättern. Er ermutigte dazu, mit den Redekünsten Öffentlichkeit zu schaffen und für die Menschenrechte streitbar einzutreten. „Was in Athen und Rom Kraft hatte, das muß es auch noch heut und in allen Zeiten, unter allen Völkern haben. Der einzige Unterschied ist nur, daß nunmehr Feder und Presse die Stelle des Mundes der Demosthene und Cicerone vertreten. Es sind elende, verkümmerte Seelen, welche, beraubt des Vertrauens auf diese Schutz- und Trutzwaffen, es unterlassen, durch beständige Übungen, sich die höchstmögliche Fertigkeit im Gebrauche derselben zu verschaffen.“

Im poetischen Schaffen Bürgers in den achtziger Jahren traten zwar die Balladen zurück, 1781 entstand aber eine seiner schönsten, „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“. Sie ging auf Pläne aus den frühen siebziger Jahren zurück. Erst in Verbindung mit seinen Untersuchungen zum Kindsmord der Catharina Elisabeth Erdmann gewann die Ballade ihre endgültige poetische Gestalt. Die Toten, die als Flämmchen am Unkenreich umherirren, sind die vielleicht ausdrucksvollste Metapher, die Bürger für noch immer ungelöste soziale Konflikte seiner Zeit fand. Die Irrlichter machen eine Welt unheimlich, in der der gewaltsame Tod von Mutter und Kind in der Ordnung war.

Auffallend im Werk Bürgers sind die Sonette, die er im Winter 1788/89 im Wettstreit mit August Wilhelm Schlegel schrieb. Durch

Opitz war das Alexandriner-Sonett zur literarischen Modeform des 17. Jahrhunderts geworden. Fleming und besonders Gryphius nutzten es zur Gestaltung religiöser und patriotischer Inhalte, doch war es vielfach nur spielerisches „Klinggedicht“, so daß es in der Aufklärung in Mißkredit geriet. Zudem wurde es im 18. Jahrhundert durch freiere dichterische Ausdrucksformen verdrängt. Bürger stellte sich bewußt den strengen Regeln dieser Gedichtform. Im Vorwort zur zweiten Auflage seiner Gedichte schrieb er: „... alsdann ist das Sonett gut, wann sein Inhalt ein kleines, volles, wohl abgerundetes Ganzes ist, das kein Glied merklich zu viel, oder zu wenig hat, dem der Ausdruck überall so glatt und faltenlos, als möglich, anliegt ...“ Seine formal makellosen Sonette nehmen die Motive seiner Molly-Lieder auf. Die Schmerzen des gequälten Herzens, der Form gemäß geordnet, verlieren aber mit dem Ungebändigten der Gefühle an emotionaler Tiefe und Wahrheit, die Gewaltbarkeit der Leidenschaft wird durch die metrische Struktur gedämpft. Entsprachen auch Lied und Ballade weitaus mehr der dichterischen Begabung Bürgers, so brachte er doch den Zeitgenossen die verdrängte poetische Form des Sonetts wieder nachdrücklich in Erinnerung.

1786 erschienen die „Wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustigen Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“, die noch heute zu den bekanntesten Volksbüchern gehören. Diese Sammlung von Lügengeschichten, dem lebenslustigen und vitalen Hieronymus Carl Friedrich von Münchhausen zugeschrieben, erlangte durch die Bearbeitung Bürgers Originalität und Popularität. Er selbst wagte nicht, sie unter seinem Namen zu veröffentlichen, glaubte er doch für seinen Ruf als Gelehrter fürchten zu müssen. Wahrscheinlich durch einen jungen Engländer, Lord Lisburne, gelangte der von Erich Raspe zusammengestellte englische „Münchhausen“ Anfang Juni 1786 in Bürgers Hände. Seine Übertragung, erweitert um acht Geschichten, kam noch im gleichen Jahr auf den Buchmarkt. Die zweite Auflage, wiederum mit fünf neuen Geschichten, folgte bereits 1788. Im Vorwort zur englischen Ausgabe wurde das Werk als „Lügenstrafer“ bezeichnet. Die Absicht des Erzählers sei es, Prahlhänse ironisch zu übertrumpfen und dadurch bloßzustellen. In der von Bürger erdachten Geschichte, in der der Lügenbaron berichtet, wie er sich mitsamt Pferd am eigenen Zopf aus dem Sumpf zog, ist die „Unwahrheit“

des fabelhaften Vorgangs für den Leser leicht zu durchschauen. Nicht auf dieser „Entlarvung“ der Lüge beruht sein Spaß, sondern darin, daß er in den Lügengeschichten phantasie- und genußvoll miterleben kann, wie Münchhausen jede Gelegenheit beim Schopfe faßt und mit Geschick und Tatkraft zu seinen Gunsten wendet. Bürger läßt seine Figur den im Grunde ähnlichen Verlauf aller Geschichten folgendermaßen beschreiben: „In allen diesen Fällen, meine Herren, wo ich freilich immer glücklich, aber doch nur immer mit genauer Not davonkam, half mir das Ohngefähr, welches ich durch Tapferkeit und Gegenwart des Geistes zu meinem Vorteile lenkte.“ Die Geschichten zeigen, wie erfinderisch Münchhausen ist, seinen Vorteil zu erkennen, zu leben und zu genießen. Da er mit seinen Freunden ausgiebig speisen will, fängt er mit einer Hundeleine Dutzende von Enten, von denen er sich auch noch durch die Lüfte nach Hause befördern läßt. Als er, auf einer Kanonenkugel reitend, eine feindliche Festung erkunden soll, wird ihm das Bedenkliche seiner Unternehmung rasch klar. Noch in der Luft besteigt er eine in Gegenrichtung fliegende Kugel und kehrt wohlbehalten zurück. Mit Witz und sprühender Phantasie zerstört Bürger in den Geschichten jene „hohen“ Tugenden, von deren Warte aus die sinnlichen Genüsse verächtlich gemacht und die Menschen dazu gebracht werden sollen, von ihren Glücks- und Lebensansprüchen abzusehen. Zugleich setzt er die Übertreibung als durchgängiges Stilprinzip zur Ermutigung der Menschen ein, im Sinn ihrer elementaren Lebensinteressen zu handeln.

Bürgers poetisches Schaffen der letzten Lebensjahre stand trotz schwerer Krankheit ganz im Zeichen der politischen Ereignisse, ja, der direkte Bezug zur Französischen Revolution besaß für seine Dichtung innovatorische Kraft. Am 15. November 1789 rief Gleim, um den Universitätsprofessor Bürger besorgt: „Um Gottes willen stimmen Sie in Klopstocks Lärmtrommel nicht ein ...“ Gleim bezog sich auf die im Juli 1789 erschienene Ode „Les Etats Généraux“, in der sich Klopstock offen zu den revolutionären Vorgängen in Frankreich bekannte. Dies tat auch Bürger in begeisterten Reden, die er 1790 und in den folgenden Jahren in Göttingen in der Loge „Zum goldenen Zirkel“ hielt, deren Mitglied er seit 1775 war. 1792 erließ die Regierung eine „Kurhannoversche Verordnung gegen die Ausbreitung und Verbreitung anstößiger Zeitungen, periodischer Schriften und fliegender Blätter“, um prorevolutionäres

Schrifttum zu unterdrücken. Bürger jedoch zögerte nicht, im *Musenalbum* auf das Jahr 1793 zweiunddreißig, zumeist politische Gedichte zu veröffentlichen, so daß selbst Heyne in wohlmeinender Absicht mahnte, künftig „alle Anspielungen auf Zeitumstände ... im Guten und Bösen“ wegzulassen.

Noch im „Greuel-Jahr“, wie in den „Staats-Anzeigen“ des Göttinger Amtskollegen Schlözer das Jahr 1793 genannt wurde, gehörte Bürger zu den wenigen deutschen Intellektuellen, die sich zu dem von Fraktionskämpfen im Inneren und von gegenrevolutionären Bewegungen von außen bedrohten Frankreich bekannten. Die Empörung über die Hinrichtung Ludwigs XVI. war noch keineswegs abgeklungen, als er 1793 an Goeckingk schrieb, daß er von „dem politischen Zeitlaufe ... unwiderstehlich“ fortgerissen werde: „Wahrlich, kein Liebes-Abenteuer hat je mein ganzes Wesen so sehr in sich hineinverstrickt, als das gegenwärtige große Weltabenteuer, von welchem ich keinen Ausgang sehe, ja nicht einmal zu ahnden imstande bin.“

Die Logenrede „Ermunterung zur Freiheit“, gehalten am 1. Februar 1790, ist die erste bekannte Äußerung Bürgers zur Französischen Revolution. Mit aufklärerischem Pathos sprach er von den „lange verdunkelten Rechten der Menschheit“, über die „deutlich, laut und öffentlich gelesen werden“ müsse. In seiner Argumentation hob er als Bedingung der Freiheit die Menschenrechte hervor. Entschieden betonte er die antifeudale Stoßrichtung seines Begriffs von Freiheit, als deren Gegenpole er Unrecht und Knechtschaft, „Tyrannei und Despotismus“ benannte. Er folgte Kant, wenn er den Waffen des Geistes eine vorzügliche Rolle im Kampf gegen den Feudalismus zuwies, nicht aber darin, der Freiheit des Geistes die politische und soziale Freiheit unterzuordnen. Gerade weil sich in Deutschland keine vergleichbaren Volksaufstände wie in Belgien und Frankreich vollzogen, setzte er die Waffen des Geistes dazu ein, seinen deutschen Zuhörern diese Volksbewegungen als „Trost und Ermunterung aller Bedrängten“ begreiflich zu machen. Meisterhaft gebrauchte er die Mittel der Rhetorik, um als großes historisches Exempel herauszuheben, „was für Überkraft in Bürger- und Volksarmen selbst über die zahllosen, geharnischten, waffengeübten Legionen des Despotismus verborgen ruhe, und was sie auszurichten vermöge, wenn sie sich nur anstrengen will“. Ermunterung zur Freiheit hieß für Bürger die „geistigen und leiblichen

Sklavensesseln zersprengen“. Wer in Freiheit leben wolle, sei zu gemeinschaftlichem und an den Rechten der Menschheit orientiertem Handeln verpflichtet. Die pathetische Metaphorik des Vortrags legte dies den Angeredeten mit suggestiver Eindringlichkeit nahe, wobei die konkret historische Vermittlung der deutschen und französischen Verhältnisse ausgespart blieb. An dieser Metaphorik werden die Schwierigkeiten sichtbar, vor die sich keineswegs nur Bürger in einer Situation gestellt sah, die Volksaktionen auf die weltgeschichtliche Tagesordnung setzte, für die sich aber in Deutschland keine realen Kräfte fanden. In „Das Magnetengebirge“, bezeichnet als „Allegorie oder Fabel“, machte er das Magnetengebirge und die Magnatenburg zu Sinnbildern dafür, daß der Gegensatz zwischen Hütte und Palast, zwischen Arm und Reich sich nicht durch Ideen der gebildeten Klasse, sondern nur durch eine neue Bauart der Hütten, ihre Ausstattung mit Eisen und Stahl aufheben ließe.

1792 verband sich das feudale Europa zur Aggression gegen die Französische Republik. Bürger, der die von der Revolution erkämpfte antifeudale Sozialordnung in Gefahr sah, fühlte sich als Volksdichter aufgerufen. So wie er in Sparta lebende griechische Dichter Tyrtäus, der die Spartaner zum Kampf gegen Messenien aufrief, wollte er an die Seite der Franzosen treten, „selbst gegen Hermanns Vaterland“. Sein „Straflied beim schlechten Kriegsanfange der Gallier“ stellte die Franzosen, die vor den Interventionsheeren zurückwichen, vor die Alternative:

Wer nicht für Freiheit sterben kann,
Der ist der Kette wert.
Ihn peitsche Pfaff und Edelmann
Um seinen eignen Herd!

Diese Strophe, die das Gedicht umrahmt, macht deutlich, daß es für Bürger in diesem Krieg nicht nur um nationale Freiheit, sondern auch um die Sicherung der sozialen Befreiung ging. In dem Gedicht „Die Tode“ nutzte Bürger den elegischen Alexandriner, um den Tod für „Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit“ und den Tod für Tyrannen als konträre Gegensätze darzustellen. Deutlich wird von dem rhetorisch-metaphorischen Welterlöserpathos der ersten Strophen die volkstümlich derbe Polemik gegen falsches Heldentum in den letzten abgesetzt. Trotz seiner achtens-

werten operativen Intention bleibt das Gedicht jedoch weitgehend eine moralische Gedankenkonstruktion. Im Unterschied dazu gelang es Bürger in dem Gedicht vom Sommer 1793, „Für wen du gutes deutsches Volk“, mit der antithetischen Struktur den sozialen Widerspruch zwischen Volk und feudalen Machthabern ästhetisch eindrucksvoll zu fassen. Wie in dem zwanzig Jahre früher entstandenen Gedicht „Der Bauer“ nutzte er die Form der Ansprache, um den Alltag des Volkes zu vergegenwärtigen, der noch immer von „Fürsten- und ... Adelsbrut“ und vom „Geschmeiß der Pfaffen“ bestimmt wurde. Die gegenwärtige Zwangssituation erscheint nicht als neuer Zustand, sondern als konsequente Fortsetzung des bisherigen alltäglichen Lebens. Wurde dem Volk im „Sklavenjoch“ von Adel und Kirche bisher der Ertrag seiner Arbeit abgepreßt, soll es jetzt um „Blut und Leben“ gebracht werden. Der unversöhnliche Gegensatz zwischen den Interessen der Herrschenden und dem elementaren Lebensbedürfnis des Volkes ist der prägnante Punkt, von dem aus die durch die Interventionskriege aktuell gewordene Frage nach dem Vaterland beantwortet wird. Solange die Herrschenden das Vaterland repräsentieren, solange dient auch der „Streit fürs Vaterland“ der Befestigung ihrer Macht. Die Einsicht, daß nicht jene, gegen die die Herrschenden zum Kampf aufrufen, die wirklichen Feinde des Volkes sind, führt Bürger zu der politischen Konsequenz, daß sich die Deutschen nicht in die französischen Angelegenheiten einmischen dürfen. Damit bricht das Gedicht ab. Daß es Fragment blieb, ist insofern zwingend: Die Frage nach dem Kampf des Volkes gegen den sozialen Gegner, den die Logik des Gedichts nahelegt, bleibt in Deutschland noch lange offen.

Wenn Bürgers politischer Lyrik der neunziger Jahre nicht eine sinnlich anschauliche, sondern eine aufklärerisch argumentierende Sprechweise eignet, so ist dies als bedeutender künstlerischer Versuch zu werten, soziale Veränderungen, deren historischer Vollzug sich noch nicht absehen ließ, mit der Logik des Ästhetischen als unabweisbar bewußt zu machen. Immer wieder griff er jetzt die in der Aufklärung besonders geschätzte satirische Form des Epigramms auf, dessen Besonderheit Lessing unter Bezug auf Martial mit Spannungserregung und überraschender Sinndeutung in der Schlußpointe beschrieben hatte. In dem epigrammatischen Gedicht „Uns, die wir nicht, wie ihr, vom Recht zu herrschen denken“ be-

schwor Bürger in der Schlußwendung die Umkehrung der herrschenden Machtverhältnisse. An dem Strick, den die Herrschenden der Gerechtigkeit, der Rede- und Handlungsfreiheit drehten, wird man sie selbst „ein wenig – henken“. Als Begründung führt er die historische Erfahrung auf: Das Blatt wendet sich, „wie man Exempel hat“ – eine Formulierung, die die Zeitgenossen auf die Französische Revolution beziehen mußten. Verknüpft damit ist die polemische Abgrenzung von namentlich benannten Autoren, die diese historische Wende der Geschichte erbittert bekämpften. Mit seinen Epigrammen, in denen er aus Formen des Sinngedichts der Aufklärung eine politisch offensive lyrische Sprechweise entwickelte, begründete Bürger eine poetische Tradition, die erst im Vormärz fortgesetzt wurde.

Neben den politischen Gedichten enthielt der Musenalmanach auf das Jahr 1793 auch eine Reihe polemischer Gedichte, mit denen Bürger auf Schillers Rezension seiner Gedichtsammlung in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ 1791 reagierte. Schiller hatte die Rezension als Gelegenheit genutzt, erstmals die klassische Kunsttheorie darzulegen. Er ging von der Analyse der Gegenwart aus und stellte als Folge der Fortschritte naturwissenschaftlichen und philosophischen Denkens und der weiter vorangetriebenen Arbeitsteilung mit der „Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte“ die Deformation des bürgerlichen Subjekts fest. Um die Voraussetzung zur Überwindung dieses krisenhaften Zustandes zu schaffen, wies er der Dichtung die anthropologische Funktion zu, die getrennten menschlichen Kräfte zu vereinen, „den ganzen Menschen in uns“ wieder herzustellen. Der verderbten feudal-bürgerlichen Realität setzte er eine Kunstwelt entgegen, in der dem Publikum vermittelt werden sollte, was menschliche Geschichte sein könnte, nämlich die Geschichte von handelnden Subjekten. Durch Auswahl, Typisierung, „Veredlung“ des in der Wirklichkeit vorgefundenen Materials sollte der Künstler eine ästhetische Stimmigkeit aller Elemente des Kunstwerks herstellen, um mit der ästhetischen Harmonie des Ganzen dem menschlichen Gattungswesen seine mögliche humane Ausprägung zu geben. Da Schiller den Maßstab seiner „idealisierenden Kunst“ an Bürgers Gedichte, vor allem an seine Liebeslyrik, anlegte, konnte er der Leistung eines Mannes nicht gerecht werden, die in der ästhetischen Vergegenwärtigung der realen sozialen Strukturen bestand, welche

den Menschen unerhörte Leiden auferlegten. Daß Bürger seine Leserschaft einem hohen affektiven Leidensdruck aussetzte, empfand Schiller als besonders problematisch. Er, der das Publikum „zum Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft tierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln“ wollte, kritisierte Bürgers Lyrik als bloße „Gelegenheitsdichtung“, während sie doch das Selbstgefühl derer artikulierte, die in Verhältnissen leben mußten, die sie zugrunde zu richten drohten. Wie tief die Differenz zwischen beiden war, erhellt schon daraus, daß Schiller in der öffentlichen Ankündigung der „Horen“ 1794 „politischen Tumult“ und „unreinen Parteigeist“ aus der Dichtung ausschloß, während Bürger in seinen letzten Lebensjahren die bedeutendste deutschsprachige politische Lyrik der neunziger Jahre schrieb.

Einsamkeit, Krankheit und finanzielle Not überschatteten die kurze Lebensspanne, die Bürger noch blieb. Quälend und verletzend waren die wenigen Monate seiner dritten Ehe. Über ein Huldigungsgedicht hatte er Elise Hahn kennengelernt und 1790 geheiratet. Sie betrog ihn in rasch wechselnden Verbindungen und machte ihn in Göttingen lächerlich. Seit dem Winter 1791/92 verschlechterte sich sein Gesundheitszustand von Monat zu Monat. Ein Hals- und Lungenleiden schränkte seine Lehrtätigkeit ein. Ohne Rücksicht auf seine Gesundheit versuchte er durch literarische Arbeiten und Übersetzungen, „durch tägliche mehr als zwölfstündige Quälereien“, wie er 1794 Heyne schrieb, das Notwendigste für sich und vier Kinder zu verdienen. Auch Schulden aus seiner Amtmannszeit mußten noch bezahlt werden. Erschütternd offenbart der Brief an Heyne das geistige und materielle Elend der letzten Göttinger Jahre: „Um nicht vorläufig zu verhungern, ... muß ich einen großen Teil meiner Tagszeit auf öffentlichen und Privatunterricht verwenden, oft für sehr magere Honoraria, teils um meiner Professorpflicht die möglichste Genüge zu leisten, teils um die wenigen Kundleute, die ohnehin eine Geistesbildung, die sie durch mich erhalten können, für entbehrliches Nebenwerk halten, nicht zurückzuseuchen. Da nun dieser mühselige Erwerb bei weitem noch nicht hinreicht, so muß ich die übrige Zeit auf elendes, oft frivoles Machwerk für den Buchhändler verwenden, auf Machwerk, das sich von der Faust schlagen läßt, zu dem ich mich nimmermehr bekennen kann und werde, das aber doch das meiste einbringt.“ Seine Beiträge für die „Politischen Annalen“, die

Christoph Girtanner herausgab, unterzeichnete Bürger nicht mit seinem Namen; zu stark empfand er offenbar die Erniedrigung, aus finanziellen Gründen an einer Zeitschrift mitzuarbeiten, die gegenüber der Französischen Revolution konterrevolutionäre Positionen bezog. Vermutlich unterblieb die Fortsetzung seines Aufsatzes „Die Republik England“ in dieser Zeitschrift wegen der zahlreichen Anspielungen und Bezüge, die Bürger zwischen der Englischen und der Französischen Revolution herstellte und die seine prorevolutionäre Haltung deutlich anklingen ließen.

Zunehmend zu ausdauernder Arbeit unfähig, entschloß sich Bürger 1793 in äußerster finanzieller Notlage zu einem Gesuch um festes Gehalt an die Regierung in Hannover. Er erhielt keine Antwort. Heyne übersandte ein Geschenk von 50 Talern. „Weißt Du, daß Bürger sterben wird – im Elend, in Hunger und Kummer?“ schrieb Caroline Böhmer am 17. Mai 1794 an F. L. W. Meyer. Am 8. Juni 1794 starb Bürger. „Es begleitete ihn niemand als Professor Althof mit farbigem Kleide, Dr. Jäger und des Verstorbenen armer Knabe“, berichtete Lichtenberg über die Beisetzung. Bürgers Nachlaß wurde vom 8. bis 18. September 1794 öffentlich versteigert.

Schillers kritische Rezension bestimmte das Urteil der Fachwelt über Bürger bis ins 20. Jahrhundert maßgeblich. Die Leser allerdings kümmerte die Kritik des Klassikers wenig. Sie sorgten mit ihrem Interesse dafür, daß Bürgers Lieder und Balladen, besonders aber der „Münchhausen“ immer wieder neu verlegt wurden. Den bis heute eindrucksvollsten Einspruch gegen die von Schiller vorgebrachten und von August Wilhelm Schlegel weiter ausgeführten Einwände dem Bürgerschen Werk gegenüber erhob Heinrich Heine in der „Romantischen Schule“. Für ihn waren die Gedichte Bürgers nicht der „rohe Schrei eines ungebildeten Magisters ...“, sondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Aristokratie von hannövrischen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälten“. Und er stellte den unmittelbaren Bezug zur Französischen Revolution her, wenn er schrieb: „Der Name ‚Bürger‘ ist im Deutschen gleichbedeutend mit dem Worte *ci-toyen*.“